

Die Neue Gesellschaft

Herausgegeben für
die Friedrich-Ebert-Stiftung von

Holger Börner
Klaus Harpprecht
Johannes Rau
Carola Stern
Hans-Jochen Vogel

Frankfurter Hefte

Redaktion

Peter Glotz
(Chefredakteur)
Norbert Seitz
(verantwortlich)
Linda Pieper
(Volontariat)
Christian Jürgens
(Kritik)

Redaktionskreis

Klaus Bloemer
Tilman Fichter
Eve-Marie Kallen
Christine Pries
Hans-Joachim Schabedoth
Uli Schöler
Johano Strasser

Redaktionsbeirat

Frank Benseler
Jürgen Burckhardt
Gottfried Erb
Iring Fetscher
Horst von Gizycki
Martin Greiffenhagen
Norbert Greinacher
Reimut Jochimsen
Tomas Kosta
Ferdinand W. Menne
Thomas Meyer
Susanne Miller
Peter von Oertzen
Richard Schröder
Wolfgang Thierse
Christoph Zöpel

6 1997
44. Jahrgang

Inhalt

483 Editorial

Aktuelles

- 485 ROBIN BLACKBURN
»New Labour's« Erdrutschsieg
- 487 JOSEF-THOMAS GÖLLER
Fujimoris »killing end«
- 489 NIKOLAUS SIMON
Die Vergreisung der
Gewerkschaften
- 494 KLAUS ZWICKEL
Für den Euro und eine europäische
Beschäftigungspolitik
- 497 VOLKER STREBEL
Zum Tode von Zdenek Mlynár

Thema: Grass und Walser

- 500 KLAUS HARPPRECHT
Ersatzheilige unserer Tage:
Die Dichter und ihr Martyrium
- 504 JÜRGEN BUSCHE
Das belebende Pathos
zweier Solitäre
- 506 FRANZISKA AUGSTEIN
Über deutsche Ironiker und
englische Ironie
- 510 WILHELM VON STERNBURG
Günter Grass und das Anschreiben
gegen die vergehende Zeit
- 517 ULRICH BARON
Getrommeltes Blech.
Eine Entfernung von Günter Grass
- 522 HEINZ LUDWIG ARNOLD
Nachdenken über Martin Walsers
politische Sorgen
- 526 FRITZ GÖTTLER
Der Wasserburger Patient
- 531 PETER GLOTZ
Tiny approaches
- 535 CHRISTIAN JÜRGENS
Nashörner verjagen.
Für eine kleine Literatur

Kontrovers

- 540 FRIEDHELM BOYKEN
Die TED-Gesellschaft.
Eine Replik auf Ulrich Pfeiffer

Kultur

- 543 GESPRÄCH MIT
JAN PHILIPP REEMTSMA
Eine Diskussion zur aktuellen
Holocaust-Debatte
- 548 HORST SEIFERENS
Ernst Jüngers
»Vergangenheitsbewältigung«
- 553 HELMUT BÖTTIGER
Nachruf auf Stephan Hermlin
- 556 LUTZ MEYER
Was linke Politik von den
Kommunitaristen lernen kann

Kritik

- 560 ANNETTE BAUMGARTL
Peter Handke erzählt vom
Schreiben als Abenteuer
- 562 ROBERT MISIK
Tina Rosenbergs Band
»Die Rache der Geschichte«
- 563 WOLF SCHELLER
Simone de Beauvoirs Briefe
an Sartre
- 566 PETER VOGT
Jürgen Habermas präzisiert die
Diskursethik
- 569 MARKUS BUSSMANN
Benjamin Barber über
»Coca Cola und Heiliger Krieg«
- 571 DIERK SPREEN
Elisabeth Eisenstein über
»Die Druckerpresse«
- 572 MICHAEL KÖHLER
Neue Bücher:
Arbeit am Automythos
- 576 Zu den Autorinnen und Autoren
- 576 Impressum

Titelfoto: AKG/Rainer Klostermeier

Martin Walser und Günter Grass werden in diesem Jahr siebzig. Zwischen Ihren Geburtstagen widmen wir ihnen, den berühmtesten und erfolgreichsten Schriftstellern der zweiten deutschen Republik, ein Heft. Sie symbolisieren, in ihren Berührungen wie in ihren Gegensätzlichkeiten, Bonn so, wie Gerhart Hauptmann und Heinrich Mann Weimar verkörpert haben. Gott sei Dank sind die Zeiten sanfter. Wohl auch labbriger. Der Spannungsbogen ist geringer, die Provokation durch die Verhältnisse auch.

Unsere Idee war die der doppelten Annäherung an die beiden Autoren, durch unterschiedliche Generationen. Aber auch das war nicht so einfach, als wir uns das gedacht hatten. Als wir den Literaturkritiker Dirk Schümer (FAZ, Jahrgang 1962) um einen kleinen Essay baten, antwortete er uns unverblümt: »Ich bin für fünf oder sechs Manuskriptseiten über Grass und Walser nicht der richtige Autor, weil ich weder von Grass noch von Walser je eine Zeile gelesen habe. Und nach allem, was mir über diese beiden zu Ohren gekommen ist, auch nicht das Gefühl habe, dabei irgend etwas versäumt zu haben. Wenn ihnen das als Statement wichtig sein sollte, können sie es gerne verwenden.« So verwenden wir es.

Unser Juni-Heft zeigt, daß wir Schümers Ansicht nicht teilen. Literatur spielt heutzutage eine andere Rolle als im späten 19. Jahrhundert oder der Weimarer Republik; deswegen wirken Vergleiche von Heutigen mit Gerhart Hauptmann irgendwie verrutscht. Aber Walsers »Erzählprogramm zur bundesrepublikanischen Wirklichkeit« (Heinz Ludwig Arnold) lohnt die Auseinandersetzung ebenso wie die »Steinewälzerei« des »Geschichtskonstruktors« Grass (Wilhelm von Sternburg). Die Seele der Republik wäre anders gestimmt ohne die poetischen und essayistischen Einwürfe der zwei herkunftstreuen Fabulierer aus Wasserburg und Danzig. Sie sind, ob sie wollen oder nicht, historische Figuren, Identifikationsobjekte, Angstgegner, Chargen und Ikonen der Bonner Demokratie.

Aber warum spielen die Literatur, die Künste im Seelenhaushalt der Deutschen eine geringere Rolle als noch in den Zeiten, in denen

Thomas Mann unermüdlich und voller Werkbewußtsein an der täglichen halben Seite feilte? Hat der nazistische Sündenfall in die Barbarei »die Quellen vergessen lassen«, wie der französische Kritiker Angelo Rinaldi von L'EXPRESS meint? Darüber liefern sich zwei Redaktionsmitglieder, Christian Jürgens und der Verfasser dieses Editorials eine Kontroverse. Jürgens hält die Orientierung an großen, über die Grenzen des eigenen Landes hinauswirkenden, lebensbedeutenden Sujets für Nostalgie, plädiert für eine »kleine Literatur«. Die Welt sei »unerzählbar« geworden. Aber was treiben Garcia Marquez, Vargas Llosa, Bohumir Hrabal, Thomas Pynchon? Weil ich mich dies frage, mokiere ich mich über die *Tiny approaches* des deutschen literarischen Lebens, über die oft genug verkrampte, weltabgewandte, magersüchtig theoretisierende (und selten explizit gemachte) Poetik unserer Feuilletons, den Zerfall des Resonanzbodens in Strauß-Gemeinden, Handke-Gemeinden, Jünger-Gemeinden, sonstige Gemeinden. Ach, die Romane, die von Toten erzählt werden. Ach, die Romane, die von Gliederlosen handeln, von Gliederlosen, die bald platzen. Oh Herr, verschone uns vor der Langeweile, dem sauren Kitsch, vor Deleuze, Guattari, der neuen Medientheorie und noch einem verregneten Sommer.

Im Kern ist das übrigens eine Auseinandersetzung über die »Krise der Buchkritik« (von Sternburg). Ich halte den Berserker Reich-Ranicki samt seines »Literarischen Quartetts« mit seinen klaren, oft strittigen, gelegentlich auch falschen, aber nachprüfbaren Urteilen für einen Glücksfall, Jürgens spricht kritisch von »Großkritik«, »Tribunal«, »Showdown«. Hierüber wollen wir den Streit vertiefen.

Horst Seferens schließlich attackiert in seiner Auseinandersetzung mit Ernst Jünger mehrfach Ulrich Schacht, einen lange Jahre in Bautzen eingesperrten Antikommunisten, der nach seiner Abschiebung in die Bundesrepublik der SPD beitrat, diese nach einigen Jahren enttäuscht verließ und heute Kulturredakteur der WELT AM SONNTAG ist. Wir sind, wie bekannt, ein Sprechsaal. Mit Ulrich Schacht werden wir uns demnächst systematischer auseinandersetzen. So gleichgültig ist sein Lebenslauf nicht.

Peter Glotz



Günter Grass Selbstbildnis mit Butt

Foto: AKG/(c) VG Bild-Kunst, Bonn 1977

ROBIN BLACKBURN

»New Labour's« Erdrutschsieg

Der wahre Umfang des Sieges von NEW LABOUR hat trotz Meinungsumfragen vor der Wahl jeden überrascht, auch seine Initiatoren und Anhänger. Die LABOUR-Mehrheit von 179 Sitzen gegenüber allen anderen Parteien ist die größte in der Parteigeschichte und die Konservativen haben ihre bitterste Niederlage seit 1832 erlitten. Und dies, obwohl eine Aura der Unverletzlichkeit die Konservativen seit vier Siegen umgab. Gerade bezüglich der Themen, in denen die Parteien komplett verschiedene Standpunkte vertraten, befürchtete man ein Hand-in-Hand-Gehen des konservativen Programms mit dem britischen Nationalgefühl.

An den Nachwirkungen des »Erdrutschsieg« kann man deutlich erkennen, daß die Unpopularität der Regierung, die sich seit September 1992 in Meinungsumfragen, Kommunalpolitik, Nebenwahlen und Wahlen auf Europaebene abzeichnete, tatsächlich der Wahrheit entsprach. Die Konservativen haben Scharen von Wählern verloren – die Zahl ihrer Wähler sank zwischen 1992 und 1997 von 14 auf 9,5 Millionen –, weil sie nicht in der Lage waren, die Erwartungen zu erfüllen, die durch Margaret Thatchers Experiment des volksnahen Kapitalismus geschürt worden waren.

So gab es zwar Millionen von Hauseigentümern mehr – vor allem frühere Mieter von Sozialwohnungen –, aber sie fanden bald heraus, daß ihr Wohneigentum, dessen Wert stagnierte oder sogar sank, mit hochverzinsten Hypotheken belastet war.

Die zwei Millionen Angestellten, die sich zu einem Wechsel von der staatlichen Rentenversicherung zu Privatversicherern »ermutigten« ließen, müssen nun schlechtere Konditionen in Kauf nehmen. Die Arbeitslosenzahl sank zwar, mehr als die Hälfte der neuen Jobs war jedoch zeitlich beschränkt oder lediglich eine Teilzeitbeschäftigung.

Thatcher gelang der Durchbruch in den Achtzigern, weil sie es schaffte, die Mehrheit der »Unterschicht« (vor allem gelernte Arbeiter und junge Angestellte) zu gewinnen. Nun sind sie wieder zu LABOUR zurückgekehrt. Diese Stimmenverlagerung ist der bemerkenswerteste Aspekt der Wahl. Laut den Ergebnissen einer abschließenden Meinungsumfrage, die in der SUNDAY TIMES vom 4. Mai veröffentlicht wur-

den, entfielen von den Stimmen der Arbeiterklasse 47 Prozent auf LABOUR und nur 26 Prozent auf die Konservativen; verglichen mit dem Ergebnis von vor fünf Jahren ist dies eine Verlagerung von 19 Prozent. Von den Stimmen der Angestellten erhielt LABOUR 54 Prozent. Nur 25 Prozent dieser Gruppe wählten die Konservativen. Dies ist eine Verlagerung von 15 Prozent verglichen mit der letzten Wahl. Die von Tony Blair intendierte Klassenungebundenheit von NEW LABOUR wirkt ironischerweise auf die Arbeiterklassen unverhältnismäßig anziehend: 57 Prozent der Gewerkschaftsmitglieder wählten Labour, das entspricht einer Zunahme von 7 Prozent seit 1992, 18 Prozent der Gewerkschaftsmitglieder stimmten für die Konservativen.

Das fast überwältigende Ausmaß der neuen Parlamentsmehrheit verdeckt jedoch die Tatsache, daß LABOUR mit 44 Prozent aller erhaltenen Stimmen nur einen Hauch von Thatchers bestem Ergebnis entfernt ist. Großbritanniens Wahlsystem ist so willkürlich, daß die Mehrheit im Parlament ins Wanken geraten wäre, wenn die Stimmenzahl für LABOUR nur ein paar Prozentpunkte niedriger gewesen wäre. Auf diesem Hintergrund wird auch Blairs oft kommentierter Versuch verständlich, sich Unterstützung jeglicher Art zu versichern.

Die 44 Prozent jedoch, die LABOUR bei der Wahl für sich verbuchen konnte, spiegelten die Zustimmung des Volkes zu sozialer Rehabilitation, Verfassungsreform und zu einer positiveren Einstellung zu Europa nicht in vollem Umfang wider.

Die konservativen Kandidaten, von denen nicht alle »euro-skeptisch« sind, gewannen bei der Volksabstimmung gerade 31 Prozent. Sir James Goldsmith gab 20 Millionen Pfund für seine virulente »Anti-Europa-Referendum«-Partei aus, seine Kandidaten erreichten bei der Wahl jedoch nur knapp über 2 Prozent. Es ist also unwahrscheinlich, daß radikale Gegner der Europäischen Union mehr als ein Viertel der Gewählten ausmachen.

Robin Cook, der NEW LABOUR-Außenminister, hat bekanntgegeben, daß Großbritannien die Sozial-Charta des Maastricht-Vertrages innerhalb der nächsten sechs Wochen unterzeichnen wird. In bezug auf die Währungsunion ist LA-



Labour-Wahlkampf: Premier Major und Schatzkanzler Clarke als Laurel und Hardy
Foto: dpa

BOUR vorsichtiger; angekündigt wurde lediglich, daß sich jede Regierungsentscheidung einem Referendum unterziehen werde.

Für die neue Regierung wäre es strategisch am günstigsten, sich von Anfang an um eine Hebelstellung Großbritanniens in der Währungsunion zu bemühen. In der Vergangenheit hat Cook die Notwendigkeit von sozialer Qualifikation der in Maastricht beschlossenen Kriterien und Strukturen betont. Als diese verwirklicht wurden, erfüllte Großbritannien die ursprünglichen Kriterien ohnehin. Andere Mitgliedstaaten erhoffen nun lockere Eintrittskriterien bei der Währungsunion und diese Entwicklung könnte Cook nutzen, Verbündete für seine großzügigere Vision eines sozialen Europas zu finden.

Falls die neue Regierung sich diszipliniert und geschlossen präsentiert – bevor die Kon-

servativen Zeit finden, sich von ihrer völligen Niederlage zu erholen –, dann sollte es ihr möglich sein, ein die Währungsunion betreffendes Referendum mühelos zu gewinnen. Besonders gut stehen ihre Chancen, wenn sie die neuen sozialen Auslegungen des Maastricht-Vertrages als ausschlaggebendes Argument benutzen.

Auf dem Weg nach Europa stellt die britische Presse immer noch ein Problem dar, da die Besitzer der Zeitschriften an die englischsprachige Welt und nicht an Europa gebunden sind. Andererseits hat die Anti-Europa-Einstellung keine Persönlichkeiten mehr vorzuweisen, seitdem viele der einflußreichsten Konservativen bekennende Europabefürworter sind – allen voran Kenneth Clarke, der frühere Schatzkanzler.

Wie dem auch sei, wenn LABOUR das Thema Währungsunion vertagt – mit der möglichen Gefahr einer unergiebigem und in die Länge gezogenen Debatte, wie sie in John Majors Regierung üblich waren –, dann wird das mit Sicherheit zu nicht mehr kalkulierbaren Schwierigkeiten führen. Eine verspätete Entscheidung würde Englands Einflußmöglichkeiten extrem verringern, wohingegen ein früher Eintritt in die Währungsunion Englands Mitspracherechte sichern würde.

Als ein weiteres Resultat des Erdrutschsieges ist zu nennen, daß LABOUR sein ambitioniertes Programm der Verfassungsreform ohne große Schwierigkeiten durchsetzen kann. Die Schotten werden mit überwältigender Mehrheit ein eigenes Parlament wählen, die Waliser werden wahrscheinlich eine liberale Gesetzgebende Versammlung unterstützen.

LABOUR hat auch versprochen, sich von dem System des Erbadels im *House of Lords* zu lösen und ein Referendum bezüglich der Wahlreform einzuleiten. Robin Cook, der in dieser Sache gerade ein Übereinkommen mit den Liberaldemokraten verhandelt, sagte im OBSERVER vom 4. Mai, daß sich seine Ansichten nicht verändert haben – und daß viele Konservative jetzt wohl einen Vorteil in dem System der proportionalen Repräsentation sehen würden, nachdem sie selbst die Opfer des absurd

funktionierenden traditionellen *first-past-the-post*-Systems geworden sind. Tatsächlich haben die Konservativen, obwohl sie 18 Prozent der schottischen und walisischen Stimmen erhalten haben, alle ihre schottischen und walisischen Parlamentsmitglieder verloren.

In den Tagen nach der Wahl wurde deutlich, daß der ganze Umfang der Niederlage der Konservativen eine tiefes Verlagen im Volk nach Veränderung und Erneuerung enthüllt hat. Von LABOUR wird sicherlich erwartet, ehrlich und offen zu sein, den traurigen Rekord von Korruption und Geheimhaltung, den die Konservativen während ihrer Regierungsperiode aufgestellt hatten, hinter sich zu lassen. Aber das wird nicht genug sein. Referenda in bezug auf Europa und auf Verfassungsthemen werden mit genauso viel Interesse verfolgt werden wie die Entwicklungen im Wirtschaftsbereich.

Die britischen Wähler sind der Meinung, daß ihr Land wirtschaftlich hinter die meisten seiner europäischen Partner zurückgefallen ist und daß die britischen Renten, das Gesundheitssystem – und sogar das Arbeitslosengeld – bedeutend geringer als auf dem Kontinent ausfallen.

Die NEW LABOUR-Partei weiß selbst, daß sie das soziale Marktwirtschaftssystem, wie es in Deutschland vorhanden ist, nicht imitieren kann, da dessen Entstehung an bestimmte historische Voraussetzungen gebunden war. Ohnehin zeigt es mittlerweile Zeichen der Überforderung. Hierin liegen sowohl Gefahr als auch Vorteil. Die wirklich große Gefahr besteht darin, daß NEW LABOUR, weit entfernt von einer Imitation des „Deutschen Modells“, dieses lediglich mit neoliberalen Überlegungen nachträglich verwässern will, um die vermutlich sich selbstregulierenden Institutionen der *City of London* nicht vor den Kopf zu stoßen.

Der unvorhersehbare Ausgang der Wahl mit der Niederlage der Konservativen und der tiefe Mißkredit, in den die meisten Regierungsinstitutionen gefallen sind, machen einen dynamischen Prozeß zumindest möglich. Der Wahlausgang ist somit der Grundstein für ein demokratisches Experiment. Zum einen werden in ihm die politische und wirtschaftliche Macht hin zu mehr Transparenz umverteilt, zum anderen werden demokratische »Defizite« abgebaut werden können, die sich sowohl in den antiquierten Strukturen des »Vereinigten Königreiches« und in den oligarchischen Strukturen der *City of London* als auch in der Arbeit in der Europäischen Union finden.

*Aus dem Englischen übersetzt
von Maren Kebbel*

JOSEF THOMAS GÖLLER

Tod in den Anden

Fujimoris »killing end«

Er war derart überrascht von der Geiselbefreiung, daß er weinte: Bischof Juan Luis Cipriani stammelte unter Tränen vor der versammelten Weltpresse in Lima, daß »die Situation zu einem unerwarteten Ende gekommen« sei. Freudentränen waren es gewiß nicht, die der Bischof von Ayacucho da am 22. April vergoß.

Dem Cipriani war sichtlich erschüttert, hatte er doch während des viermonatigen Geiseldramas zwischen der peruanischen Regierung und den Guerilleros der Rebellenorganisation MOVIMIENTO REVOLUCIONARIO TUPAC AMARU (MRTA) zu vermitteln versucht. Vergeblich. Die Enttäuschung war dem erzkonservativen Priester, der zudem als Freund des peruanischen Präsidenten Alberto Fujimori gilt, ins Gesicht geschrieben. Warum eigentlich freute er sich nicht ebenso wie der Präsident?

Weil der die Wahrheit kennt. Tatsachen und Hintergründe, die sich im Gegensatz zu ihm der Rest der Welt mühsam zusammenreimen muß!

Die Fakten

Am 22. April 1997 befreit ein Sonderkommando der peruanischen Streitkräfte gewaltsam 71 Geiseln, die von MRTA-Rebellen 126 Tage lang in der japanischen Botschaftsresidenz in Lima gefangen gehalten wurden. Eine Geisel, Carlos Ernesto Giusti, Mitglied des Obersten Gerichtshofes, von Fujimori während seiner Gefangenschaft bereits abgesetzt, kommt bei dem Kommando-Unternehmen ums Leben. Er soll aus Schock über eine Wunde an Herzinfarkt gestorben sein. Glaubwürdig? Oder wurde er »in einem Aufwasch« als unliebsam gewordener, allzu neutraler Richter beseitigt? Es sterben außerdem drei Soldaten und alle Geiselnehmer. Die Welt atmet auf. Zumindest scheint dies so, wenn man die Zeitungen tags darauf liest. Es hagelt Glückwunschadressen an den peruanischen Präsidenten. Vor allem Japan und die USA feiern Perus Präsident als »Triumphator über den Terrorismus«, als »Held und Retter der Nation« wird er im eigenen Land gepriesen. Doch es blieb bei aller Begeisterung einiger Kommentatoren für das exzellent ausgeführte Militärkommando – Vergleiche zu Entebbe und Mogadischu werden gezogen! – ein bitterer Nachgeschmack: achtzehn Tote und viele Fragen, die die peruanische Regierung partout



Präsident Fujimori schildert Details der blutigen Geiselsbefreiung Foto: dpa/Razuri

nicht beantworten will. Keine Autopsie der Leichen, keine Antworten für die Hinterbliebenen.

Doch in Peru ist nichts mehr so wie vor dem 17. Dezember 1996, dem Tag, an dem die MRTA die japanische Botschaftsresidenz erstürmte. Seither wurden zu viele Fragen gestellt, von Politikern, Journalisten, der Öffentlichkeit. Fragen an die Regierenden, die immer wieder die Antwort schuldig blieben. Und so fand denn auch Präsident Fujimoris aufdringliche Siegergeste, als er spreizbeinig stolzierend die Leichname der getöteten Guerilleros inspizierte, im eigenen Land laute Kritik.

Sowohl die in Lima erscheinende Zeitung LA REPUBLICA als auch die japanische Zeitung MAINICHI SHIMBUN äußerten sofort einen schlimmen Verdacht: die MRTA-Rebellen hätten sich ergeben wollen, seien aber massakriert worden. Beide Zeitungen berufen sich auf Zeugenaussagen, die nicht genannt werden wollen.

Je länger die Geiselnahme dauerte, um so deutlicher war zu spüren, daß die peruanische Öffentlichkeit an eine friedliche Lösung des Geiseldramas glaubte, ja sogar eine Integration der MRTA-Rebellen in die Gesellschaft, arbeiteten doch mehrere Politiker an solcherart Plä-

nen und sprachen offen darüber. Mit der Zeit stellte sich sogar eine gewisse Sympathie für die MRTA ein, da ein Teil ihrer Forderungen Anklang bei vielen Unterprivilegierten in der peruanischen Gesellschaft fanden. Warum? Die Geiselnahmer paßten nicht in das Bild, das der autokratisch regierende Präsident von Anfang an von ihnen zeichnete. Denn rasch nach der Besetzung der japanischen Residenz ließ die MRTA beispielsweise alle Frauen frei, darunter die Mutter und Schwester Fujimoris. Kurz vor Weihnachten forderten sie neben der Freilassung ihrer gefangenen Gesinnungsgenossen eine drastische Veränderung der peruanischen Wirtschaftspolitik »zugunsten der Armen« und ließen sukzessive bis auf 72 alle weiteren Geiseln frei. Und sie gestatteten die geistliche und medizinische Betreuung ihrer Opfer. Alles in allem offenbarten sie sich dabei nicht gerade als blutrünstige Chaoten, sondern als mehr oder minder verrückte marxistische Sozialromantiker, die täglich mehr die Lust an ihrer Geiselnahme verloren.

Das ging so weit, daß sie am Tag des Kommandoüberfalls der peruanischen Streitkräfte gar nicht mehr auf Gegenwehr eingestellt oder vorbereitet waren. Sie spielten Fußball, statt ihre Geiseln zu bewachen. Statt zu schießen, streckt eine Reihe von ihnen die Hände in die Luft und ergibt sich. Die zwei fünfzehnjährigen Mädchen, die der MRTA angehören, schreien wie am Spieß: »Ich ergebe mich! Bringt mich nicht um. Hilfe!« Selbst der MRTA-Chef Nestor Cerpa Cartolini ist unbewaffnet, in Turnhose, versucht zu fliehen. Der junge Rebell Ernesto Cruz, genannt Tito, legt seine Waffen nieder und ergibt sich. Eine der befreiten Geiseln berichtet: »Ich sah, wie er gefesselt abgeführt wurde«.

Der peruanische Landwirtschaftsminister Rodolfo Munate Sanguinetti, ebenfalls eine Geisel, bricht öffentlich eine Lanze für seine monatelangen Peiniger: Als die Soldaten begannen, die Residenz zu stürmen, habe einer der Guerilleros mit der Waffe auf ihn angelegt, es aber dann nicht fertig gebracht, weder ihn noch andere Geiseln zu erschießen. Er sei wortlos hinausgegangen und war wenig später tot, so wie alle anderen Geiselnahmer.

Hier offenbart sich, daß das sogenannte Stockholm-Syndrom in doppelter Weise zum Tragen gekommen ist. Sowohl eine Reihe von Geiseln empfanden eine gewisse Sympathie für die Geiselnahmer beziehungsweise für ihre Ziele, als auch die Geiselnahmer mit ihren Opfern.

War die Hinrichtung gefangen genommener Rebellen und die Verstümmelung ihrer Leichen – einem Toten fehlten Kopf und Arm – schon

ein intolerabler Exzess der Streitkräfte, überzog der peruanische Präsident vollends, als er im Scheinwerferlicht der Fernsehkameras über den Leichen der getöteten Geiselnahmer in fast archaisch anmutender Manier seinen fragwürdigen militärischen Sieg demonstrieren wollte.

Die demokratischen Regierungen der westlichen Welt ergingen sich größtenteils in Lobeshymnen auf Fujimoris »Heldentat«, trotz seiner archaischen Samurai-Attitüde. Nicht nur der Tod der drei Soldaten sowie der vierzehn Geiselnahmer war unnötig. Es war wohl vor allem der Tod jener einen, einzigen Geisel und der Betrug an dem Vermittler, der an eine friedliche Lösung glaubte, der den Präsidentenfreund Bischof Cipriani am Ende vor laufenden Kameras zum Weinen brachte.

NIKOLAUS SIMON

Die Vergreisung der Gewerkschaften – am Beispiel der ÖTV

Einige Zahlen vorweg. Ende 1991 betrug die Zahl jugendlicher Mitglieder in der Gewerkschaft ÖTV noch knapp 188.000. Vier Jahre später waren es nur noch 60.000 oder 3,5 Prozent der Gesamtmitgliedschaft.

Besonders dramatisch sind die Verluste bei den jungen Frauen. Im Zeitraum 1983 bis 1990 erzielte die ÖTV die größten Mitgliederzuwächse bei den jüngeren Frauen. Im Dezember 1991 übertrafen die jungen Frauen die jungen Männer signifikant: 113.700 weibliche Mitglieder unter 25 Jahren gegenüber 74.180 männlichen Mitgliedern unter 25 Jahren. Bis zum Dezember 1995 fiel dann die Zahl der jungen Frauen auf 39.304. Dies ist ein Mehrfaches des Verlustes bei den jungen Männern, die im Dezember 1995 bei 34.745 gelandet waren.

Für den Langzeitvergleich möchte ich noch zwei Zahlen anführen. Einen Spitzenwert mit 211.223 Mitgliedern unter 25 hatte die Gewerkschaft ÖTV 1992 erreicht. Der Anteil an der Gesamtmitgliedschaft in West und Ost betrug damit über 8 Prozent. Zwanzig Jahre früher, im Dezember 1971, betrug die Anzahl der Mitglieder bis 25 Jahre 87.014 oder 8,75 Prozent.

Bei den dramatischen Rückgängen in den letzten Jahren handelt es sich nicht um massenhafte Austritte. Vielmehr standen die jüngeren Mitglieder allesamt schon längst an der Grenze zur nächsten Altersklasse der 26- bis 40jährigen, die auch entsprechend aufgefüllt wurde.

Der letzte zahlenmäßig größere Zugang jugendlicher Mitglieder resultierte aus dem Streik 1992 im öffentlichen Dienst. Seither ging es immer schneller nur bergab. Das Wort »altern« klingt angesichts dieser Fakten auch eher euphemistisch. In Wirklichkeit handelt es sich um eine rasante Vergreisung.

Im ganzen DGB sieht es nicht besser aus. Die beiden großen Gewerkschaften IG METALL und ÖTV haben die höchsten Verluste, es trifft aber alle Mitgliedsgewerkschaften. Ende 1995 gehörten noch rund 470.000 Mitglieder zur Altersgruppe der unter 25jährigen. Das waren fast 15 Prozent weniger als ein Jahr zuvor.

In den lokalen Gliederungen liegen die Herausforderungen in erster Linie in der Übertragung von Verantwortung und Aufgaben auf jüngere Schultern, so die denn wollten. Mit Jugendarbeit im engeren Sinne hat das alles nichts mehr zu tun.

Es mutet deshalb grotesk an, wenn auf dem letzten Gewerkschaftstag im November 1996 beschlossen wurde, das Alter jugendlicher Mitglieder für die Statistik auf 27 Jahre anzuheben. Die Mehrheit für diese Korrektur kam erst nach kontroverser Diskussion über die Zukunft der ÖTV-Jugendarbeit zustande. Die meisten Delegierten, die zu diesem Punkt sprachen, gaben aber wenigstens nicht vor, daß mit solchen »Tricks« etwas gewonnen wird.

Es gibt für die sinkende Zahl junger Mitglieder Ursachen, die von Gewerkschaften nicht direkt beeinflußt werden können. Dazu gehört in erster Linie das schrumpfende Potential. Es gibt einen massiven Abbau von Ausbildungsplätzen und Probleme bei der Übernahme ausgebildeter Fachkräfte. Immer mehr Jugendliche ziehen ein Studium der Berufsausbildung vor. Geburtenstarke Jahrgänge werden durch geburtenschwache abgelöst.

Erfreulicherweise werden diese objektiven Ursachen aber nicht als Entschuldigung für mangelnde Attraktivität mißbraucht. Das Bundesjugendsekretariat der Gewerkschaft ÖTV bemühte sich in den vergangenen Jahren in vielfältigen Formen und mit durchaus ansprechenden Angeboten um neue Mitglieder. Aber es führt kein Weg an der Erkenntnis vorbei, daß die Mitgliedschaft und das persönliche Engagement in Gewerkschaften für junge Erwachsene unattraktiv sind.

Gewerkschaften sind für junge Erwachsene unattraktiv

Das folgende Schlüsselerlebnis liegt schon mehr als zehn Jahre zurück. Gut ausgebildete junge Frauen der FLUGHAFEN AG in Frankfurt verbrachten regelmäßig einen Teil ihres betrieblichen Bildungsurlaubs im Haus der Gewerkschaftsjugend in Oberursel. Die Arbeit des Hauses und das Ambiente haben ihnen so gut gefallen, daß sie immer wieder kamen. Die jungen Frauen hatten aber offensichtlich kein Interesse an einer dauerhaften und verbindlichen Mitarbeit in der Gewerkschaftsjugend. Auf die Frage, warum sie sich nicht engagieren wollten, gaben sie uns zu verstehen: »Gewerkschaft ist schon eine prima Idee. Aber warum macht Ihr da nicht erst einmal etwas daraus?«

Mit dieser Einstellung lieferten die jungen Frauen ein perfektes Beispiel für den vielzitierten Wertewandel. Die Gewerkschaften hätten bereits zu Beginn der 80er Jahre begreifen müssen, daß junge Mitglieder nicht mehr aus familiärer Tradition oder dem Überschwang politischen Zeitgeistes heraus aktive Mitglieder werden. Seit mindestens zwei Jahrzehnten fällt als Eintrittsgrund auch immer häufiger die betriebliche Sozialisation bei frühem Einstieg ins Erwerbsleben weg.

Wir haben uns viel zu lange an eine vermeintlich goldene Regel geklammert. Danach bildete der gut organisierte Großbetrieb mit aktiven Vertrauensleuten und starkem Betriebs- oder Personalrat die beste Überlebensgarantie für die Gewerkschaften. In solchen Betrieben wurden die Lehrlinge am ersten Tag zu Gewerkschaftsmitgliedern »gemacht«.

Die Gewerkschaften haben dabei die Augen davor verschlossen, daß junge Menschen in wachsendem Maße vor der real existierenden Gewerkschaft und ihren Repräsentanten entsetzt davon liefen. So wie *die* wollten sie nicht werden.

Dabei gibt es allen Grund, sich gerade auch aus gewerkschaftlicher Sicht über die kulturellen Veränderungen zu freuen. An die Stelle von Zwangssolidarität und oktroyierter Folgebereitschaft tritt bei immer besser ausgebildeten und älteren jungen Menschen der Gewerkschaftsbeitritt aus Überzeugung und freier Entscheidung. Anspruchsvollere Mitglieder sind eine Bereicherung. Die Gewerkschaften haben bloß mit den gewachsenen Ansprüchen junger Erwachsener nicht Schritt gehalten.

In einer Welt der Angebotsorientierung und realer Wahlmöglichkeiten verhalten sich die von mir zitierten jungen Frauen vom Flughafen rational. Warum sollten sie sich die Mühe ma-

chen, erst einmal dabei mitzuhelfen, den Traditionsverein Gewerkschaft auf die Höhe der Zeit zu bringen? Hier ist keine überzogene Anspruchshaltung, kein mangelndes oder falsches Bewußtsein oder gar unsolidarisches Yuppie-tum zu erkennen. Stattdessen sehe ich die Konsequenzen einer rasanten Enttraditionalisierung und die Folgen einer reich gewordenen Gesellschaft, die sich erfreulicherweise immer stärker ausdifferenziert. Dies haben auch die Gewerkschaften so gewollt und mit ihrem Kampf für mehr Chancengleichheit, bessere Ausbildung, Mitbestimmung auf allen Ebenen des gesellschaftlichen Lebens, höhere Einkommen und selbstbestimmte Formen des Arbeitens mithervorgebracht.

Der Prozeß der Differenzierung schreitet noch immer weiter voran. Wer da, wie es die Gewerkschaften allzu oft getan haben, resigniert oder abwehrend reagiert, muß zwangsläufig ins Abseits geraten. Wenn in den Betrieben nicht länger die Vertrauensfrauen und Vertrauensmänner als die geborenen Sprecherinnen und Sprecher beispielsweise von *quality circles* angesehen werden, hat die Gewerkschaft ein Problem und nicht die Belegschaft, die gute Gründe dafür nennen kann, weshalb sie andere Personen bei der Wahl bevorzugt. Die Gewerkschaften sind also keineswegs so fortschrittlich, solidarisch, kompetent und unverzichtbar, wie viel zu viele haupt-, aber auch ehrenamtliche Funktionärinnen und Funktionäre noch immer glauben.

Dieses kollektive Auseinanderklaffen von Fremd- und Selbstwahrnehmung war im übrigen zur Zeit meines Gewerkschaftseintritts nicht anders. Die Strukturen und Personen waren um 1970 in der überwältigenden Mehrheit für uns ebenso fremd und abstoßend. Jenseits des Psychologisierens muß deshalb festgehalten werden, daß gerade politische Zeitgeisteströmungen einen enormen Einfluß auf die Bereitschaft und den Willen zu Engagement und Veränderung vorgefundener Strukturen haben. Das läßt sich auf Parteien, Kirchen, Vereine und Schulen übertragen.

Die Zuflucht zu Objektivitäten hilft aber nichts. Ich bleibe bei der Einschätzung, daß die Repräsentanten der Gewerkschaft vergleichsweise zuviel Homogenität signalisieren. In der Klassifikation von Klages und Gensicke und deren Speyerer Werteforschung rangieren sie wohl vermutlich überproportional häufig in der Kategorie »ordnungsliebende Konventionalisten«.

Die Gewerkschaften brauchen eine echte Öffnung für die Erfahrungen und Interpretationen junger Menschen. Die Jugendstrukturen

der Gewerkschaften können diese Öffnung allein nicht zustandebringen. Erst wenn junge Erwachsene in den Gremien und demokratischen Strukturen der Gesamtorganisation den Kurs mitbestimmen, ist die Glaubwürdigkeitslücke geschlossen. Die Basis für diesen notwendigen Generationenumbbruch fehlt zur Zeit aber offensichtlich.

Wie kann Attraktivität zurückgewonnen werden?

Der DGB führt seit vielen Jahren ein Trendbarometer auf der Grundlage von Befragungen im Längsschnitt. Die Ergebnisse signalisieren eine hohe Zustimmung zum *Bündnis für Arbeit* und die DGB-Kampagne »Für Arbeit und soziale Gerechtigkeit«. Das Ansehen des DGB ist in der Öffentlichkeit und bei seinen Mitgliedern gewachsen. Die Demonstration in Bonn im Juni und die zweite Welle von Protestveranstaltungen im September waren außerordentlich gut besucht, erfreulicherweise auch von vielen jungen Menschen. Es waren Aktionen, für die nicht krampfhaft mobilisiert werden mußte, sondern zu denen die Mitglieder freiwillig geströmt kamen.

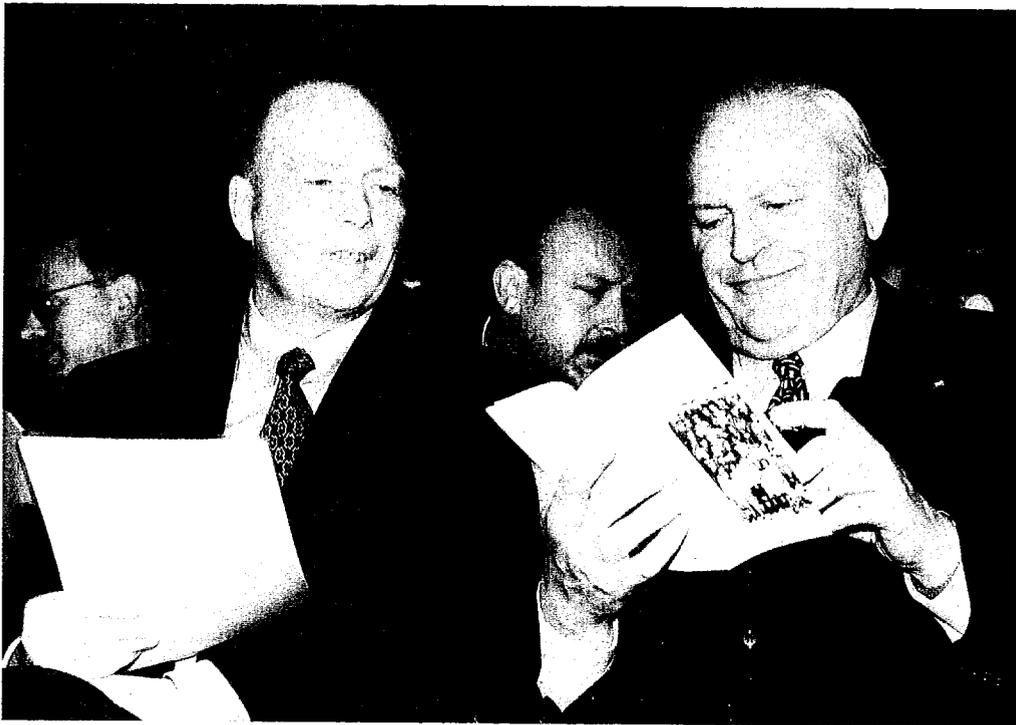
Für 90 Prozent der Befragten ist der Kampf gegen Arbeitslosigkeit und die Sicherung der Arbeitsplätze das Kernthema. Von den Gewerkschaften werden Problemlösungen erwartet. Soziale Gerechtigkeit, Kampf gegen Arbeitslosigkeit und die Sicherung der Arbeitsplätze sind Themen, die auch viele junge Erwachsene bewegen.

Es gilt nun, Formen zu entwickeln, mit denen an die positive Einstellung angeknüpft werden kann. Die Lage stellt sich aber insgesamt kompliziert dar. Einerseits sind die Chancen zur Mitgliedergewinnung positiver als in den Vorjahren. Die Eintrittsbereitschaft hat um 14 Prozent zugenommen. In Korrelation zu dieser Tendenz ist die Austrittsbereitschaft um 7 Prozent zurückgegangen. Insgesamt ist die Organisationsbereitschaft aber weiter abnehmend. Nur 21 Prozent der Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer sehen grundsätzlich die Notwendigkeit, sich zu organisieren, von den jüngeren Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern sogar nur 12 Prozent.

Es hat sich also zwar die Bindungskraft verbessert, dies schlägt sich aber noch nicht in Beitritten nieder. Immerhin sind mehr Mitglieder zur Mitarbeit bereit. Auch von den Unorgani-

Vorsitzender Herbert Mai und Bundespräsident Roman Herzog während der Feier »100 Jahre ÖTV«

Foto: dpa/Norbert Försterling



sierten (ein Drittel) und hier vor allem von den jüngeren (60 Prozent) würden sich viele punktuell bei gewerkschaftlichen Anlässen engagieren. Die Betonung liegt auf punktuell. Es bestätigt sich nachhaltig, daß vom klassischen Bild des lebenslangen Mitglieds und der Funktionärin mit Dauerengagement bei hoher Identifikation abgerückt werden muß. Da dies keine so ganz neuen Erkenntnisse sind, gibt es erfreulicherweise bereits organisatorische Ansätze, um den neuen Bedürfnissen und Verhaltensweisen zu entsprechen.

Formelle Voraussetzungen für neue Formen der Beteiligung zu schaffen, ist die eine Sache. Sehr viel schwieriger ist die nächste Etappe, in der die Kommunikation mit den potentiellen jungen Mitgliedern überhaupt erst wieder hergestellt werden muß. Hier liegen große Risiken weiteren Scheiterns.

Es gab im Verlaufe der letzten Jahre durchaus attraktive Angebote und neue Formen gewerkschaftlicher Jugendarbeit. Aber jeder Sprachkurs, jede Auslandsreise oder jedes Computerseminar, die für sich genommen Spaß machen und Bindekraft entfalten könnten, werden sofort abgewehrt, wenn ihr instrumenteller Charakter sichtbar wird. Mißtrauen macht sich zu Recht breit, wenn zu befürchten ist, daß es letztlich doch nur um Anreize für traditionelles Engagement z. B. als Jugendausschußvorsitzender geht.

Verbesserte Dienstleistungsorientierung

Die Blockadesituation, die sich aus instrumentellem Verhalten ergibt, muß durchbrochen werden. Die Angebote und jugendgemäßen Arbeitsformen müssen geduldig immer neu erprobt werden. Erst wenn es gelingt, Probleme und Interessen mit gewerkschaftlichen Mitteln jenseits der Gremienrituale als befristetes Projekt aufzugreifen, ist häufig der Durchbruch geschafft. Nur so kann aus punktuellm Engagement vielleicht langfristiges werden.

Dieses Aufeinanderzuzugehen verlangt die Bereitschaft zuzuhören und die Bereitschaft, neue Formen von Solidarität, sozialem Engagement und kollektiver Interessenvertretung bei der Jugend auch zur Kenntnis zu nehmen. Die Selbstgerechtigkeit, mit der in meiner Generation häufig auf vermeintliche Werteverluste bei der nachwachsenden herabgeschaut wird, ist nicht nur irritierend, sondern ärgerlich.

Die Gewerkschaften können Bindekraft für sich entfalten, wenn sie insbesondere Themen wie Gerechtigkeit und Chancengleichheit politisieren. Hier sehe ich weite, generationenüber-

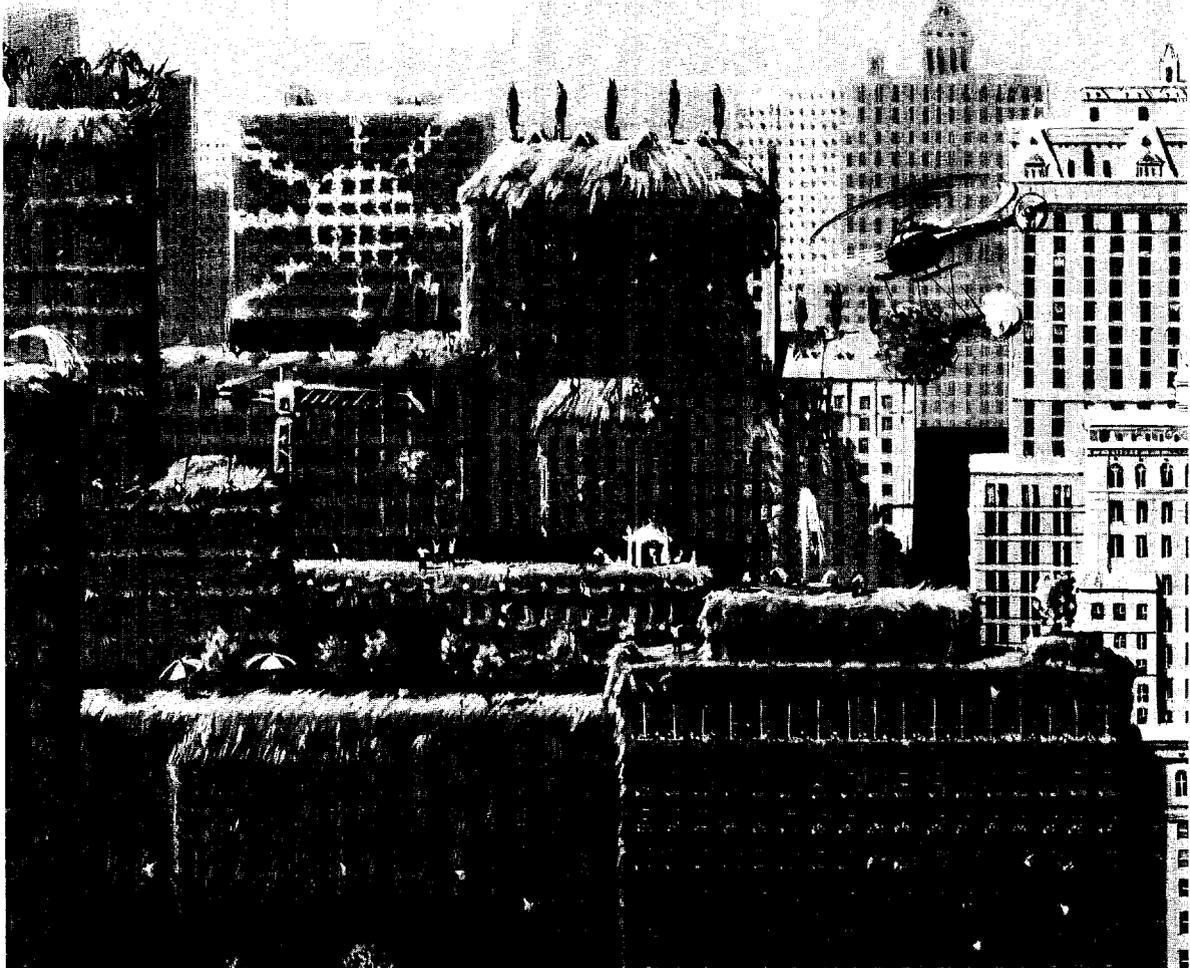
greifende, gemeinsame Interessen und Wertvorstellungen. Aber selbstverständlich taugen auch die ureigenen gewerkschaftlichen Felder betrieblicher Politik wie Tarifpolitik für Ansprache und Neugewinnung junger Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer. Alle Umfragen signalisieren uns, daß diese mehrheitlich Gewerkschaften wünschen, die sich kompetent in Problemlösungen einmischen. Die starke Stellung der Betriebs- und Personalräte war stets die große Stütze der Gewerkschaften. Eine verbesserte Dienstleistungsorientierung der Gewerkschaft gegenüber den Betriebs- und Personalräten mit einem Angebot für Qualifizierung und Problemlösungen wird deren Arbeit erleichtern und kann zu mehr Attraktivität bei noch unentschlossenen, kritischen Fast-Mitgliedern beitragen.

Die ÖTV hat zur Stärkung ihrer Kompetenz in Betrieb und Verwaltung, aber auch in der Öffentlichkeit, vor zehn Jahren eine eigene Reforminitiative »Zukunft durch öffentliche Dienste« auf den Weg gebracht. Einer der Kerngedanken ist, daß die Qualität der öffentlichen Dienstleistungen maßgeblich von der Qualität der Arbeitsbedingungen abhängt. Mit lokalen Gestaltungsprojekten und aktiver Beteiligung an der öffentlichen und wissenschaftlichen Diskussion um die Modernisierung des öffentlichen Sektors versuchen wir auch, Bindekraft für junge Mitglieder in unseren Organisationsbereichen zu entfalten.

Alles in allem: es gibt viele Anknüpfungspunkte für Kooperation mit jungen Leuten. Aber viele Chancen für Ansprache, Öffnung und Beteiligung werden weiterhin vertan. Den wenigen Jugendfunktionären kann nicht noch mehr Verantwortung aufgelastet werden. Es muß ein Ruck durch die gesamte Gewerkschaftslandschaft gehen. Dabei sind die Alten nicht immer eine Hilfe. Sie verteidigen oft vehement ihre Traditionen und ihre Wertvorstellungen.

Bei der Diskussion um das neue DGB-Programm hat sich gezeigt, daß aber auch schon die 40- bis 60jährigen ihre Wertvorstellungen am liebsten in Katechismusform gießen möchten. Wer aber anfängt, die eigene Jugend und vermeintliche Leistungen aus der Sturm und Drang-Zeit zu glorifizieren, der wird in aller Regel zum Monologisiere. So verpassen Organisationen bisweilen den Generationenumbruch und bieten das wenig erbauliche Bild alternder Riesen.

Der vorliegende Text ist ein Referat, das der Autor im November letzten Jahres in der Evangelischen Akademie Tutzing hielt.



So engagiert wie Ihre Aktivitäten.

Die Zukunft ist eine Gleichung mit zu vielen Unbekannten. Die Zukunft ist das, was wir daraus machen.

Wirtschaft und Gesellschaft brauchen unser Engagement. Wenn Sie das auch so sehen, liegen wir auf einer Linie. Denn für engagiertes Handeln haben wir viel übrig. Und wir sind verantwortungsbewußt

genug, über den eigenen Tellerrand hinauszublicken. Als Geschäftsbank, die unternehmerische Visionen in die Tat umsetzt. Als Verbundpartner der Sparkassen in NRW und Brandenburg; und als Landesbank des Landes NRW, die weiß, daß es keine Verantwortung gibt – außer man übernimmt sie.

WestLB

Für den Euro und eine europäische Beschäftigungspolitik

In der aktuellen Debatte um die Zukunft der Europäischen Union und den Sinn der Währungsunion geht vieles durcheinander, obwohl die Ausgangslage doch eigentlich klar sein sollte. »Aufgabe der Gemeinschaft ist es, ... ein hohes Beschäftigungsniveau, ein hohes Maß an sozialem Schutz, die Hebung der Lebenshaltung und der Lebensqualität, den wirtschaftlichen und sozialen Zusammenhalt und Solidarität zwischen den Mitgliedstaaten zu fördern.« So steht es im Maastrichter EG-Vertrag. Er enthält die Verpflichtung auf ein soziales und solidarisches Europa und schreibt quantitative und qualitative Beschäftigungsziele fest.

Die Zahl der registrierten Arbeitslosen in der Europäischen Union liegt bei 18 Millionen. Das ist mehr als die gesamte Einwohnerzahl von Belgien und Österreich zusammen. Quantifizierbar sind die wirtschaftlichen Kosten der Massenarbeitslosigkeit in Europa, die Produktionsausfälle und Wertschöpfungsverluste. Sie werden auf mindestens 1.500 Milliarden DM geschätzt. Das entspricht praktisch dem Bruttoinlandsprodukt von Italien. Nicht quantifizierbar sind die sozialen Kosten der Massenarbeitslosigkeit. Sie beginnen mit dem individuellen Verlust von Lebensperspektiven und der Zerstörung privater Entfaltungsmöglichkeiten und dürfen bei dem Verlust der gesellschaftlichen Stabilität und bei der Zerstörung von politischer Demokratie nicht enden.

Es geht jetzt im Zeichen wirtschaftlicher Internationalisierung nicht um das *Ob*, sondern um das *Wie* von politischer Intervention. Auf der einen Seite steht das Modell der neokonservativen Restaurationspolitik: Seine Verfechter stellen das Dogma der internationalen Wettbewerbsfähigkeit ganz oben an und versprechen mehr Arbeitsplätze als Abfallprodukt. Eine solche Politik verfehlt sowohl das Gerechtigkeitsziel wie das Beschäftigungsziel. Auf der anderen Seite steht das Konzept einer sozialökologischen Reformpolitik.

Danach hat das Schaffen und Teilen von Arbeit oberste Priorität. Dabei soll gesellschaftliche Reformfähigkeit erweitert und wirtschaftliche Wettbewerbsfähigkeit erhalten werden. Wer diesem Konzept eine Chance verschaffen will, muß für veränderte gesellschaftliche Kräfteverhältnisse im Alltag eintreten, für veränderte politische Mehrheitsverhältnisse am Wahltag. Die häufig zu hörende These von der All-

macht des internationalen Kapitals und der Ohnmacht der nationalen Politik im Zeitalter der Globalisierung greift zu kurz. Sie unterschätzt, daß die Globalisierung der Wirtschaft mit der Internationalisierung von Politik beantwortet werden kann. Internationale Vereinbarungen bringen die Chance, auf verschärfte wirtschaftliche Konkurrenz mit vermehrter politischer Kooperation zu antworten.

Die Vertiefung der EU verbessert die Chance, dem weltweiten Casinokapitalismus ein europäisches Gesellschaftsmodell entgegenzustellen, das Wettbewerbs- und Sozialstaatsprinzip, regulierte Marktwirtschaft und soziale Demokratie auf zukunftsfähige Weise vereint. Natürlich gibt es hier Risiken und Gefährdungen: Man denke an das Gefälle zwischen wirtschaftlicher und sozialer Integration in der EU sowie an die Defizite bei der sozialen Harmonisierung und an die Versäumnisse bei der demokratischen Erneuerung. Doch das europäische Modell hat gute Startvoraussetzungen, um mit internen Widersprüchen und globalen Herausforderungen besser zurechtzukommen.

Dem in Westeuropa ist die politische Integration ungleich weiter fortgeschritten als in anderen Blöcken der Triade. In der EU ist das strukturpolitische Instrumentarium wesentlich weiterentwickelt als in den Freihandelszonen anderer Kontinente. Die Beteiligung von Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern an der politischen und wirtschaftlichen Willensbildung ist hier kein Fremdwort mehr. Voraussetzungen für sozialökonomische Konvergenz und damit für gesellschaftspolitischen Konsens sind also gegeben. Sie werden in der gewandelten Welt des globalen Kapitalismus auf Dauer nicht Wettbewerbsnachteil, sondern Wettbewerbsvorteil sein. Sie schaffen Handlungsspielräume für die Umsetzung einer sozialökologischen Reformstrategie im westeuropäischen Kapitalismus und auch über ihn hinaus. Auf dieser Basis und in einem solchen Rahmen bringt die Europäische Währungsunion mehr Chancen als Risiken.

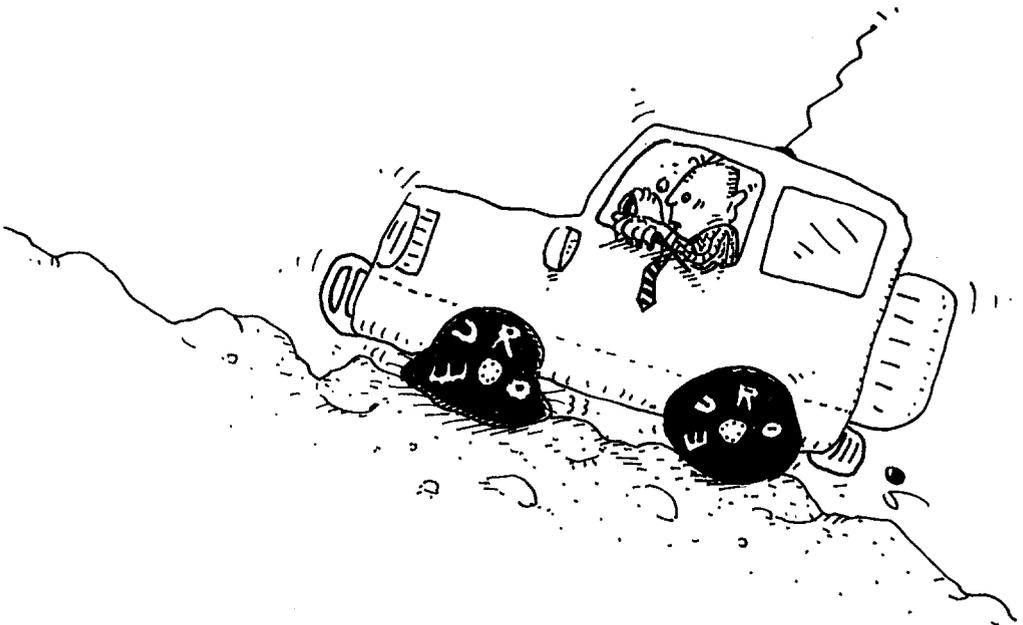
Die Gewerkschaften, der DGB und mit ihm die IG METALL, sind zur prinzipiellen Unterstützung der Europäischen Währungsunion bereit. Vor allem aus gesellschaftspolitischen Gründen sind die Gewerkschaften engagierte Befürworter des europäischen Projekts. Es ist und bleibt

das perspektivreiche Gegenstück zum Nationalismus von gestern und zum Protektionismus von morgen. Die Währungsunion ist ein Meilenstein auf dem Weg von der Wirtschaftsunion zur politischen Union. Sie muß mit der Weichenstellung zur Sozial- und Beschäftigungsunion verbunden werden. Die Währungsunion wird von den Gewerkschaften aber auch aus wettbewerbspolitischen Gründen unterstützt. Mit der endgültigen Festschreibung der Wechselkurse in der EWU werden spekulationsbedingte Schwankungen des Dollarkurses eingeschränkt und Wettbewerbsverzerrungen unter den Mitgliedsländern der Währungsunion ausgeschlossen. Notwendig ist jetzt eine angemessene wirtschaftspolitische Strategie der EU. Sie muß die gewollten währungspolitischen Konsequenzen, den Wegfall der Wechselkursrisiken, erhalten. Sie muß die ungewollten beschäftigungs- und finanzpolitischen Konsequenzen, verschärfte Konkurrenz um Arbeitsplätze und Gemeinschaftsmittel, eindämmen und vermeiden helfen.

Überschätzt wird vielfach die Gefahr von falschen verteilungspolitischen Weichenstellungen nach der Währungsunion. Der Wegfall der Wechselkurse wird Transparenz herstellen, nicht nur über Arbeitskosten, sondern auch über Arbeitsproduktivitäten, nicht nur über Kosten, sondern auch über Preise; nicht nur über Arbeitnehmerinkommen, sondern auch

über Unternehmensgewinne. Die Einführung des Euro wird also in Europa die verteilungspolitische Debatte eher versachlichen und unsere verteilungspolitische Gegenwehr nicht erschweren. Unterschätzt wird die Gefahr von falschen stabilitätspolitischen Weichenstellungen vor der Währungsunion. Ein stabiler Euro ist wichtig, denn die neue Währung soll mit dem Vertrauen der Kapitalanleger und der Verbraucher ausgestattet werden. Da strengen sich Bundesregierung und Bundesbank gewaltig an. Ein stabiles Europa aber ist noch wichtiger. Deshalb muß das Übel der Arbeitslosigkeit endlich bekämpft werden. Dem stehen Bundesregierung und Bundesbank im Wege. Die Gewerkschaften sind für eine möglichst große Zahl von Beitrittsländern. Von Anfang an darf keines der Gründungsmitglieder der Europäischen Gemeinschaft ausgeschlossen werden. Das wird durch die stabilitätspolitische Ideologie des Bundesfinanzministers in Frage gestellt. Wir sind für eine beschäftigungskonforme Definition der Beitrittsbedingungen. Das wird durch den überzogenen Sparkurs der Bundesregierung hintertrieben.

In den Maastricht-Vereinbarungen gibt es keine einseitige Festlegung auf verbindliche finanzpolitische Konvergenzkriterien. Eine Obergrenze bei der Neuverschuldung von drei Prozent des Bruttoinlandsproduktes als Bedingung für die Teilnahme an der Währungsunion



Karikatur von Harald Goldhahn

steht nicht in den Verträgen. Im EU-Vertrag aber gibt es eine eindeutige Festlegung auf beschäftigungspolitische Ziele.

Nach den vorhandenen Vereinbarungen und Verträgen wird über die Teilnahme an der Währungsunion nicht nach ideologischen Vorurteilen von Stabilitätsfanatikern und Beschäftigungsfeinden entschieden, sondern mit politischen Mehrheiten durch den Rat der Europäischen Staats- und Regierungschefs auf der Basis von Berichten der Kommission und Stellungnahmen des Europäischen Parlaments. Wir haben den Vertrag über die Europäische Gemeinschaft auf unserer Seite, wenn wir uns gegen die überzogenen sparpolitischen Einschnitte im Vorfeld der Währungsunion wenden und für die überfällige beschäftigungspolitische Offensive bei der Vorbereitung der Währungsunion eintreten.

Außerdem haben wir die Menschen hinter uns, wenn wir uns gegen ein Europa der Devisenschieber und Währungsspekulanten wenden und ein demokratisches und solidarisches Europa fordern, das Arbeitsplätze schafft.

Der Weg dorthin führt nicht über eine zeitliche Verschiebung der Währungsunion. Sie würde nicht nur zu einer Aufwertung der DM führen, mit der der Arbeitsmarkt weiter ins Abseits gerät. Sie müßte auch zu einer Abwertung der europäischen Idee beitragen, die allen und neuen Nationalisten nur allzu gelegen käme. Der Weg dorthin führt statt dessen über das Engagement für ein vertragskonformes politisches Verständnis der Währungsunion und seiner Beitrittsbedingungen. Geboten ist nicht Angstmache, sondern Aufklärung. Die Inflationsraten sind so niedrig wie schon lange nicht. Deshalb ist ein konservativer Stabilitätspakt überflüssig. Die Arbeitslosenquoten sind hingegen so hoch wie noch nie in der Geschichte der Europäischen Gemeinschaft. Das erfordert einen gesellschaftlichen Beschäftigungspakt. Der Zielkatalog des EU-Vertrags muß ernst genommen werden. Er wurde im Weißbuch der EU-Kommission konkretisiert. Dort haben sich die Mitgliedstaaten zur Schaffung von 15 Millionen Arbeitsplätzen bis zum Jahr 2000 verpflichtet. Das darf nicht einfach in Vergessenheit geraten.

Das beschäftigungspolitische Instrumentarium in Europa muß erweitert und verfeinert werden. *Erstens* muß die Europäische Zentralbank auf den wirtschaftspolitischen Zielkatalog des Vertrages insgesamt verpflichtet werden, auch auf seine beschäftigungspolitischen Ziele. *Zweitens* sollte die wirtschafts- und finanzpolitische Koordinierung durch den Rat ausgebaut und in den Dienst einer zukunftsorientierten Beschäftigungspolitik gestellt werden.

Drittens wäre das Weißbuch der Europäischen Union in regelmäßigen Abständen fortzuschreiben. *Viertens* sollte es als konzeptionelle Richtschnur für konkrete mittelfristige Investitions- und Beschäftigungsprogramme in der EU dienen.

Die EU kann und darf keine Insel bleiben und keine Festung werden. Europäische Integration und weltwirtschaftliche Koordination bedingen sich gegenseitig. Dazu dient erstens der Ausbau der währungspolitischen Kooperation. Sie muß den weltweiten Spekulanten zusätzliche Grenzen setzen. Eine sogenannte Spekulationssteuer, eine Steuer auf internationale Devisentransaktionen darf nicht zum Tabu gemacht werden. Mit einer abgestimmten Zins- und Wechselkurspolitik der führenden Industrienationen muß Ernst gemacht werden. Sie darf nicht dem Auftrieb der Aktienkurse, sondern muß dem Aufschwung der Arbeitsmärkte verpflichtet sein. Dazu bedarf es der Begrenzung handelspolitischer Konflikte. Hier sind Weichen gestellt mit dem Ausbau des Welthandelsabkommens und dem Aufbau einer Welt handelsorganisation.

Gemeinsame Vorleistungen der wirtschaftlich stärkeren Industrieländer müssen den wirtschaftlich schwächeren Drittländern erst die Teilhabe an der internationalen Arbeitsteilung ermöglichen. Das verlangt vor allem die Öffnung der Märkte in den Industrieländern, aber auch die Senkung der Zinsen und die Stabilisierung von Rohstoffpreisen auf Dauer. Auf dieser Basis müssen sich alle Beteiligten auf Sozialklauseln und Umweltklauseln verpflichten: Sie verbinden die Liberalisierung des Welthandels mit der Garantie von elementaren Menschen- und Gewerkschaftsrechten. Sie binden die Expansion des internationalen Warenverkehrs an die Einhaltung von internationalen Umweltvereinbarungen.

Die EU kann Krisenmanagement und Gestaltungskonzepte der Mitgliedstaaten ergänzen, aber nicht ersetzen. Soziale Integration in Europa und sozialstaatliches Engagement in Deutschland bleiben aufeinander angewiesen. Die Bundesrepublik hat noch stets eine wettbewerbspolitische Vorreiterrolle in Europa eingenommen. Sie hat auch heute eine besondere gesellschaftspolitische Vorreiterrolle in Europa wahrzunehmen. Das gilt für die gewerkschaftliche Tarifpolitik, vor allem für ihre arbeitszeitpolitische Vorreiterrolle. Das gilt erst recht für die staatliche Wirtschaftspolitik, vor allem für ihre arbeitsmarktpolitische Vorbildfunktion.

Es muß eine beschäftigungspolitische Vorwärtsstrategie in Deutschland geben, damit der Vernichtung von Arbeitsplätzen in Europa Einhalt geboten werden kann. Es darf keinen ar-

beitszeitpolitischen Stillstand in Deutschland geben, damit die Verkürzung der Arbeitszeit in Europa weitergehen kann. In Deutschland ist eine beschäftigungspolitische Offensive überfällig: Ihr Ziel ist und bleibt die Halbierung der Arbeitslosigkeit in vier Jahren. Hier werden die Gewerkschaft, die Bundesregierung und die Arbeitgeberverbände nicht aus ihrem Versprechen entlassen. Hier haben Gewerkschaften allerdings auch die Pflicht, ihre eigenen Handlungschancen offensiv zu nützen.

VOLKER STREBEL

Er kam aus dem Apparat Zum Tode von Zdeněk Mlynář

Als Zdeněk Mlynář 1977 von Prag nach Österreich emigrierte, registrierte man im Westen, daß damit der nach Leo Trotzki ranghöchste kommunistische Parteifunktionär in den Westen übergewechselt war. Ein Marxist ohne Ämter allerdings, denn seit der Niederschlagung des *Prager Frühlings* am 21. August 1968 durch Truppenverbände des Warschauer Paktes war Mlynář, wie Dutzende weiterer höchster Funktionäre aus der Führungselite entmachtet worden. In den siebziger Jahren verdiente sich der ehemalige ZK-Sekretär seine Kronen als Käferforscher in der Insektenabteilung des Prager Nationalmuseums.

Zdeněk Mlynář studierte in den 50er Jahren als begeisterter Jungkommunist in Moskau Rechtswissenschaften. Einer seiner damaligen Kommilitonen, mit dem er engeren Kontakt pflegte, war ein junger Genosse aus Südrußland namens Michail Gorbatschow. Das damals im Zuge der Entstalinisierung einsetzende sogenannte *Tauwetter* prägte diese Generation. In seinen politischen Erinnerungen, die 1978 unter dem Titel *Nachtfrost* erschienen, zeichnete Mlynář den Entwicklungsprozeß vom XX. Parteitag der KPdSU bis zum Reformjahr 1968 unter dem neuen Generalsekretär Alexander Dubček nach. Mlynář sah sich bewußt innerhalb einer breiten Bewegung, die innerhalb des stalinistisch geprägten Parteiapparats ihr ganzes politisches und fachliches Gewicht in die Waagschale warf, um den Weg vom realen zu einem menschlichen Sozialismus zu erreichen.

Der *Prager Frühling* des Jahres 1968 war für Zdeněk Mlynář mehr als eine ledigliche

Endlich Museum?

Die stummen Zeugen aus dem Alltag der DDR



Banale Dinge des Alltags – die Sachkultur der DDR als »Augen-«zeugin kultureller Zusammenhänge. Was sagen uns die materiellen Überreste einer Gesellschaft und unter welcher Perspektive können sie langfristig gesichert werden?

Das untersuchen hier Wissenschaftler und Museumsleute im Kontext aktueller Debatten. Der Band enthält Beiträge von Anja Baumhoff, Bernd Faulenbach, Klaus Frerichs, Albrecht Göschel, Peter Hübner, Dieter Kramer, Gerd Kuhn, Andreas Ludwig, Alf Lüdtke, Wolfgang Ruppert, Gert Selle, Eckhard Siepmann und Fotografien von Christian Borchert.

3-87916-036-8
Kartonierte, 240 Seiten
DM 32,-/sFr 29,50/öS 234,-

Ergebnisse Verlag
Abendrothsweg 58 · 20251 Hamburg
Tel 040 / 4801027 · Fax 040 / 4801592

Liberalisierung der vorherrschenden Parteidiktatur. Dubčeks »Sozialismus mit menschlichem Antlitz« deutete eine politische Dimension an, die bisher noch keinen Eingang in die europäische Geschichte gefunden hatte. Eine unbestimmte Sehnsucht der unabhängigen Linken auch des Westens nach dem »ganz Anderen« – im roten Prag des Jahres 1968 hatte es begonnen, konkrete politische Gestalt anzunehmen. Umso tiefer saß der Schock bei den reformkommunistischen Parteiintellektuellen wie Josef Smrkovský, Ota Šik, Jiří Hájek, Eduard Goldstücker und auch Zdeněk Mlynář. In seinen Erinnerungen, die auch verfilmt wurden, beschreibt Zdeněk Mlynář als einer der wenigen wichtigen Zeugen die Vorgänge hinter den politischen Kulissen: Die Verschleppung der Prager Führungsgarnitur nach Moskau und die Demütigung durch Leonid Breschnev, dem damaligen Generalsekretär der KPdSU, indem er den Prager Reformern ein »Moskauer Diktat« aufzwang.

Mit ihren Unterschriften besiegelten die Reformer das Schicksal des *Prager Frühlings* – und auch ihr eigenes. Schritt für Schritt wurden sie in den folgenden Monaten entmachtet. Gustav Husák, der neue Mann, leitete die Poli-

tik der sogenannten »Normalisierung« ein. Zehntausende reformorientierter Kommunisten wurden aus der KSČ ausgeschlossen, tausende verloren ihre Arbeitsplätze und verdingten sich in minderqualifizierten Jobs als Fensterputzer und Wassermesser. Zdeněk Mlynář Naturell neigte nicht zur Resignation. Abgeschoben von den Möglichkeiten an einer politischen Gestaltung und Umsetzung von reformsozialistischen Ideen verlegte er seine Einflußmöglichkeiten an den Schreibtisch. Ungeachtet der Gefahren durch die rigiden »Normalisierer« publizierte Zdeněk Mlynář in westlichen, oft links orientierten Zeitschriften und Blättern. Die Erfahrungen des *Prager Frühlings* bildeten seine Quelle. Erfahrungen einer aufgeklärten, humanen Vision, die Mlynář dazu brachten, die Bürgerrechtsbewegung CHARTA 77 mit zu initiieren. Bewußt vertrat Mlynář in der pluralistischen CHARTA 77 die ehemaligen reformkommunistischen Denker und Politiker, denn »Menschenrechte« und »Dialog« waren für ihn keine taktischen Werte, sondern unauflösbar verknüpft mit dem Gelingen eines demokratischen Sozialismus. Dafür stritt Zdeněk Mlynář auch, nachdem er im westlichen Exil lebte. Seine ganze Energie steckte Mlynář in ein Forschungsprojekt in Laxenburg bei Wien: *Krisen in den Systemen sowjetischen Typs*. In unzähligen Artikeln, Aufsätzen und Interviews analysierte Mlynář den maroden Zustand des »realen Sozialismus«, schlug Alternativen vor.

Die »samtene Revolution« im Herbst 1989 begrüßte Zdeněk Mlynář, wenngleich ihm vielleicht klarer als manchem Zeitgenossen war, daß damit auch Ansätze eines reformierten Sozialismus im Sinne einer Gorbatschow-Perestrojka verloren waren. Obwohl Mlynář im westlichen Exil die kommunistischen Systeme »sowjetischen Typs« radikal kritisiert hatte, sah er sich im neuen Prag bald einem Rechtfertigungsdruck von rechts ausgesetzt – oft genug von jenen, die sich in der Husákschen »Normalisierung« angepaßt hatten. Der dilettantische Versuch, Mlynář wegen seiner Rolle während der Invasion 1968 des Hochverrats anzuklagen, ging daneben und bleibt doch ein trauriges Abbild einer angeblich neuen Zeit. In den letzten Jahren versuchte Zdeněk Mlynář vergeblich, in die tschechische politische Szene zurückzukehren.

Als Ehrenvorsitzender des LINKEN BLOCKS bestritt er einen Zusammenhang mit den diskreditierten Kommunisten. Nicht jeder konnte diese Wendung Mlynářs nachvollziehen, seine menschliche Integrität und Fairness hingegen schätzten jene, die ihn kannten. Zdeněk Mlynář starb 66jährig Mitte April in Wien.

SPW

Forum für sozialdemokratische Linke
und allgemeinsolidarischen Diskurs

Zeitschrift für
Sozialistische
Politik und
Wirtschaft

AKTUELL

Gewerkschaften und Reformkräfte • Globalisierung und Politik • Maastricht II und Europäische Linke • Gewalt und Zivilisation • Neo-Konservatismus am Ende? • Staatsreform • Arbeit – Zeit – Geld

Ein kostenloses SPW-Probeheft gibt es bei:
SPW Verlag, Fresienstraße 26, D-44289 Dortmund
Tel.: 02 31/40 24 10 • Fax: 02 31/40 24 16
e-mail: SPW-VERLAG@LINK-DO.soli.de

NEU im SPW Verlag:

Hans Günter Bell, Andrea Nahles (Hrsg.)

Vor dem Kollaps?

Die Zukunft der großen Städte

164 Seiten, DM 19,80

Jetzt bestellen!

Keine Sorge

Volksfürsorge Autoversicherung

Alle Autofahrer aufgepaßt:

Spezial

Können Sie es sich leisten, Geld zu verschenken?

Manche Leute verpulvern aus lauter Gewohnheit Jahr für Jahr erhebliche Summen – Geld, das sie bei einem einfachen Preis-Leistungs-Vergleich bequem sparen könnten.

Zum Beispiel sind viele Pkws noch immer viel zu teuer versichert, obwohl es doch die Super-

Spartarife der Volksfürsorge gibt – und das bei vollem Volksfürsorge-Service!

Nehmen Sie sofort Kontakt mit uns auf: Wir rechnen Ihnen auf Mark und Pfennig aus, wieviel Geld Sie im Jahr sparen können, wenn Sie Ihren Pkw jetzt bei der Volksfürsorge versichern.

Auch wenn Sie im Moment keinen Fahrzeugwechsel planen und ein Versichererwechsel deshalb erst zum 01.01.1998 möglich ist, sollten Sie nicht zögern:

Den einmal ausgerechneten Beitrag garantiert Ihnen die Volksfürsorge für das ganze Jahr 1998.

Zwei Wege für Sie, bares Geld zu sparen:



Nur kurz anrufen und einen Beratungstermin vereinbaren. Das ist am einfachsten für Sie!

Kostenlose Info-Hotline

0130 – 72 31 54

2.

So geht es auch:
Daten in den Coupon eintragen
und sofort ab die Post!

Mit ihren Super-Spartarifen unterstreicht die Volksfürsorge wieder einmal nachdrücklich ihr traditionelles Engagement für die Belange der Arbeitnehmer.

Sicher fahren – sicher sparen:

Volksfürsorge
Versicherungen

Name, Vorname		Berufliche Tätigkeit	
Straße, Haus Nr.		Geburtsdatum	Staatsangehörigkeit
Plz, Wohnort		Führer: tagelüber	
Art Pkw (Kombi, Van, etc.)	Kfz-Kategorie	Schlüsselanzahl	Dez. Beitragssatz
Datum der Erstzulassung	Fahrzeugtyp	Schlüsselart**	Dez. Beitragssatz
Leistung (kW oder PS)	Dez. Fahrzeugwert ca.	DM	Dez. Schadenfreiheitsklasse
*Schlüssel 2, **Schlüssel 3 in Ihrem Fahrzeugschein		DM	Dez. Schadenfreiheitsklasse
Teilgruppe: B (normal) <input type="checkbox"/> B (Besamte) <input type="checkbox"/> A (Agrar) <input type="checkbox"/>		Jeder männliche Fahrer hat das 21. Lebensjahr vollendet	
Das Fahrzeug wird ausschließlich in den Staaten der Europäischen Union, der Schweiz, Portugal, Spanien, Frankreich, der Slowakei, Litauen, Slowenien und Kroatien gefahren		Jeder Fahrer/in hat die Fahrerlaubnis in den Staaten der Europäischen Union, der Schweiz oder Norwegen abgelegt	
<input type="checkbox"/> Vollkasko		<input type="checkbox"/> Teilkasko	
ohne Selbstbeteiligung (SB)		ohne Selbstbeteiligung (SB)	
mit 300 DM SB		mit 300 DM SB	
mit 450 DM SB		mit 650 DM SB	
mit 1.000 DM SB		mit 1.000 DM SB	
Allradfahrzeug		Nur Heber und Partner fahren	
Zweitfahrzeug		Scheibentraining	
Werkzeugfahrzeug eines Automobilherstellers		Zweitfahrzeug	

Coupon bitte im frankierten Umschlag einsenden an:
Volksfürsorge Versicherungsgruppe · Kfz-Kundenservice · 20084 Hamburg



Thema: Grass und Walser

KLAUS HARPPRECHT

Ersatzheilige unserer Tage: Die Dichter und ihr Martyrium

Ein Dichterleben – nicht von dieser Welt«, rief ein Ergriffener nach Wolfgang Koeppens Tod. Ja, von welcher denn?, hätte man den Autor jenes beschwingten Nekrologs damals gern gefragt. Der hohe Ton, der hier angeschlagen war, drückte unsere schöne Neigung aus, die Dichter aus den Niederungen des Daseins in die Sphären frommer Huldigung zu befördern. Haben sie nicht, so müßte weiter gefragt werden, längst das Personal der Heilsgeschichte ersetzt, das uns im Zuge der fortschreitenden Säkularisierung abhanden gekommen ist? Die Reformation beraubte die Gesegneten vor dem Herrn ihres vermittelnden Auftrags zwischen uns und dem Himmel, vertrieb sie von den Altären und untersagte den Handel mit ihren Reliquien, die einst in feierlicher Prozession ums Dorf getragen wurden.

Aber können wir die geistliche und geistige Erhöhung manch begnadeter Mitglieder unseres Menschengeschlechtes entbehren? – Wir können es nicht. Die Kenner der Sozialgeschichte sollten darüber nachdenken, ob es der schiere Zufall war, daß der Kult, den die Gesellschaft des 18. Jahrhunderts mit den Genies zu treiben begann, seinen Ursprung in den protestantischen Regionen Deutschlands hatte. Wie immer es damit steht: Die Dichter, die Künstler, die Philosophen gewannen einen Rang in der Skala unserer Verehrung, den sie zuvor (vielleicht) nur in Hellas gekannt hatten, während die Heiligen ihre Prominenz nach und nach einbüßten, am Ende auch in der allein seligmachenden Kirche. Der Vatikan ließ die Listen der wundertätigen Dulderinnen und Dulder, denen die Glorie des Martyriums zuerkannt wurde, von kritischen Kommissionen prüfen. Manch liebeliche Gottesmagd, manch huldreicher Gottesknecht, deren Existenz sich historisch

nicht einwandfrei erhärten ließ, wurde aus der heiligen Personalliste kurzerhand gestrichen und selbst von Katholiken strenger Observanz herzlos ins Schattenreich der Apokryphen abgedrängt.

Umso heftiger regte sich das Verlangen nach Ersatz, denn der Mensch – das ist seine schlechteste Eigenschaft nicht – will verehren. Sage nur keiner mit billigem Spott, dieses Bedürfnis werde durch den Starkult in Film, Funk und Fernsehen im Übermaße erfüllt. Unsere spirituellen Bedürfnisse kann Hollywood nicht stillen. Ulrich Wickert kann uns, trotz redlichen Bemühens, den heiligen Ambrosius nicht ersetzen, nicht die heilige Helena. Wer vermöchte es, in die Fußstapfen des hl. Hippolyte oder der hl. Enimie, des Hilarius und der Odilie, des Papoul, der Susanna, des Tropez zu treten – und wer in die zarte, kaum wahrnehmbare Erdenspur der levitierenden Theresa von Aquila, von den Großen der Heilsgeschichte nicht zu reden?

Die Dichter, ob nun Ganz-, Halb- oder Viertelgenies, führen in der Regel kein Leben, das man heiligmäßig nennen sollte. Doch darum geht es nicht. Was sie sind oder tun, ist ihre Sache, was ihr Anhang von ihnen fordert, eine andere. Die Überhöhung ihres Daseins wird ihnen durch den Verehrungswillen, der sich manchmal zur Verehrungswut steigert, nachgerade aufgezwungen. Freilich haben sich nicht alle dem Ansturm der dienenden Liebe resolut widersetzt. Peter Handke zum Beispiel ergriff nicht ohne Bedacht das Schwert des Erzengels, um die Welt-Journaille in den Gerichtshof der Geschichte zu treiben. Zorn und Zweifel, die ihm begegneten, empfand er als hinterhältige Anschläge, vor denen er sich in die Erstarrung des Verfolgten zurückzog. In solchen Augenblicken der Heimsuchung bestätigte sich, was wir lange vermuteten:

daß der österreichische Dichter sein Vorleben in Gestalt des Sankt Sebastians in einer neugotischen Kirche dahingebracht hat, vielleicht sogar an einem Wallfahrtsort: eine Skulptur von präraffaellischem Adel. Wir wissen nicht, wann und warum er sich entschloß, seine Wohnung im Stein des Gotteshauses zu verlassen und in unser gewöhnliches Dasein zu treten – ein Kunstwerk noch immer, das Kunstwerke schuf, Wunder und Wundertäter zugleich.

Das Heiligmäßige seiner Erscheinung, das sich zum Jesuhaften zu steigern vermag, erfüllt offensichtlich eine sehnliche Erwartung der Kulturbürger unserer Breiten: Die Künstler sind es (wir wissen es spätestens seit Wagner), denen die Berufung zuteil wurde, den entleerten Raum der Religion zu besetzen. Ihnen ist – von dieser Botschaft waren sie seit den Tagen des Zauberers von Bayreuth durchdrungen – die Erlösung der Menschheit aufgetragen, den Dichtern und Tondichtern, die das Amt der Priester und Prediger mit Hingabe und geistlichem Eifer versehen.

Stets schart sich eine Gemeinde zu ihren Füßen, von der sie, wenn es der Rausch der Verehrung will, zur Ehre der Altäre erhoben werden. Einst ließen sich die Genies der Kunst, die Nietzsche als »Zielpunkt und Absicht der Natur« gefeiert hat, in den heidnischen Olymp emporjubeln. Für George und Rilke aber stifteten die Poesie-Frommen, die in den Dichterlesungen auch heute noch die wahre Andacht suchen, sittlich zuverlässigere Stätten der Adoration. Nichts konnte sie abschrecken: nicht die hohepriesterliche Gebärde, mit der Stefan George am Rande der Lächerlichkeit wandelte, schon gar nicht die chiliastische Hysterie so mancher Expressionisten, nicht das Predigerpathos verschmähter Propheten – das alles findet sich heute wieder.



Walsers und Böll, 1970

Foto: dpa/Ostertag

Die Gemeinde verstört es keineswegs, daß die Dichter allemal auch gefallene Engel sind. Der Heilsgeschichte schenkt dies eine reizvolle Dialektik. Jean-Paul Sartre zum Beispiel hat dem ungemütlichen »Saint Genet« – der fast wieder vergessen ist – noch zu Lebzeiten ein Buch von überschwenglicher Redseligkeit gewidmet. Allemal ist es köstlich, wenn Dichter die Dichter feiern. Doch wollen wir die Leistung der Tempelwächter, der Priester und Schriftgelehrten nicht gering achten, die auf die Pflege des Kultes bedacht sind und ihr Leben so hingebungsvoll der Textdeutung widmen: die Heere der Exegeten, Herausgeber, Kommentatoren, die sich dem Dienst an den Dichtern weihen. Die Literaturwissenschaft hat das wahre Erbe der Theologie angetreten, und die Verlage übernahmen den Devotionalien-Handel. Jeder Zettel, der sich im Nachlaß der Großen findet (»Wieder einmal kein Bier im Haus.«) wird mit jener Ehrfurcht gehandhabt, die vordem den Splintern von den Kreuzen der Glaubenszeugen zuteil wurde.

Wir bestehen auch gern darauf, die Dichter in die Glorie des Martyriums zu hüllen, wenn sich dafür eine Chance bietet. Es ist uns ein starkes Bedürfnis, begnadete Mitmenschen in Schönheit leiden zu sehen. Das Martyrium kommt,

soweit es andere betrifft, einem unstillbaren Verlangen des Menschen entgegen. Wir sollten umso dankbarer sein, daß uns die Erwählten in der Regel nur den Schmerz ihres Verkanntseins aufbürden. Dieser kleine Appell an unser Gewissen ist schon genug, in unserem Herzen ein Schuldgefühl aufflackern zu lassen, das unsere Ergebenheit wundersam steigert. Dagegen ist nichts zu sagen, denn im Zustand der Zerknirschung erfahren unsere Seelen die seligste Erhöhung.

Womöglich gibt es im Gemütshaushalt der Kulturmenschen eine Summe der Adoration, die sich immer gleich bleibt, so radikal sich die Objekte der Verehrung auch wandeln? Eine schwierige Frage. Die Antwort wird uns durch den freizügigen Gebrauch des Dichter-Titels in unserem Kulturkreis nicht leichter gemacht. Meyers Enzyklopädisches Lexikon definiert den Dichter weiträumig als einen »Verfasser von Sprachkunstwerken«. Mit dem Unterton des Bedauerns registriert das gelehrte Werk, es bestehe »eine Tendenz, das Wort D. zu meiden« – zugunsten von weniger anspruchsvollen Bezeichnungen wie *Autor*, *Schriftsteller* oder gar *Texter* und *Schreiber*. So mag das im Jahre 1972, aus dem das Compendium datiert, gewesen sein. Lang behauptete sich die Ernüchterung nicht. Das Dichtertum blüht üppiger denn je.

Unsere Nachbarn halten es damit anders. Sie reservieren den Begriff des Poeten für die Schöpfer von Poemen, während unsere Dichter oft zeit ihrer Tage nur Prosa verfassen. Dichter sind sie trotzdem, vorausgesetzt, daß sie für ihre Hervorbringungen ein Gran mehr Kunstfertigkeit mobilisieren, als sie ein Presse-Text der Imkerzunft fordert. Thomas Mann zum Beispiel beschäftigte die Expansion des Dichterbegriffes, den er für sich in Anspruch nahm, aufs intensivste. Aus der Aneignung des Titels hat sich der große Prosaist so sehr ein Gewissen gemacht, daß er sich wenigstens einmal durch ein Werk in gebundener Sprache als Poet beweisen wollte: in den Hexametern des *Gesang vom Kindchen*, das vor allem sein Talent zu freiwilliger und unfreiwilliger Komik demonstrierte.

Nach der Formulierung des Meyer-Eintrages dürfte sich jeder Journalist, der nicht nur Nachrichten aus dem Ticker zusammenklebt, einen Dichter nennen; »Verfasser von Sprachkunstwerken« sind die Autoren des *Streiflichts* in der SÜD-DEUTSCHEN ZEITUNG allemal. Wie aber erklärt sich bei dieser Sachlage der Grundhaß, der die Dichter deutscher Sprache so oft von den Journalisten entfernt? Sind die Tagesschreiber nicht fast immer willens, zu den Meistern der Kunstfeder ehrfürchtig aufzublicken? Man entsinne sich nur der bebenden Trauer, die sämtliche Journale beim Tode Heiner Müllers durchwogte. Kein Hauch der Kritik! Kaum ein Hinweis auf die vorstädtischen Zynismen des Dahingegangenen. Keine taktvolle Erwägung, ob denn Dichtertum auch das Müller-Wort rechtfertige, zu Auschwitz gebe es »keine Alternative«. Kein Exkurs über die Nachbarschaft von Torheit und Genie. Keine Kontemplation über die melancholische Frage, wie es die Künstler in diesem beschwerten Jahrhundert mit dem Opportunen hielten.

Nichts davon. Pressemenschen, die sonst Tod und Teufel nicht scheuen, schlüpfen in die blütenweißen Hemden des Meßknaben und schwangen das Weihrauchfäßchen. Ihre Dienstwilligkeit steigerte sich zur frommen Ekstase, als nicht lang danach der Dichter Wolfgang Koeppen dahinsank, der lange Jahrzehnte so gut wie nichts publiziert hatte (außer ein paar Reprisen, einem Erinnerungsbändchen und kleinen Aufsätzen), wohl auch nichts zu Papier gebracht, das die Nachlaßverwalter nun mit Siegerlachen aus einer Schublade kramen konnten. Man nannte ihn den großen Schweiger, obschon er kein Trappist war, sondern sich nicht selten zu Gesprächen mit Medien-Leuten verlocken ließ. Aber er schrieb nicht. Dennoch, ein *doctor seraphicus* der Druckmedien rief überwältigt, für diesen Dichter sei »auch das Schweigen eine Form des Schreibens« gewesen, ein Wort, das Einlaß in jedes Schatzkästlein deutscher Poesie-Dichtung finden müßte.

In der Tat hatte Koeppen von sich selber gesagt, daß er »selbstverständlich auch ein Schriftsteller« sei, »wenn er nicht schreibe«: ein leidend-humorvolles Bekenntnis zu seinem Beruf, mit dem er die Hoffnung seines Verlegers und seiner treuen Gemeinde kitzelte, daß er eines guten Tages schließlich doch den Jahrhundert-Roman oder wenigstens eine meisterliche Autobiographie präsentieren würde. Es ist denkbar, daß ihn das Versagen seiner Produktivität bedrückte. Es ist ebenso denkbar, daß es ihn auch amüsierte. Vermutlich traf beides zu. Mit feiner Witterung für die Gefahren hütete sich der Dichter, den Ruhm seiner frühen Werke aufs Spiel zu setzen. Es war ihm nicht entgangen, wie furchtbar ein besessener Verehrer vom Range Marcel Reich-Ranickis in seiner Liebeswut zuschlagen konnte, wenn er sich von einem der Favoriten enttäuscht sah. Martin Walser und Günter Grass hatten dies schmerzlich erfahren. Koeppen aber gelang es, sich die Gunst seines Apostels durch Schweigen zu bewahren. Zugleich steigerte er dank Untätigkeit sein Ansehen ins Legendäre (und er wurde dafür honoriert): ein Lebenskünstler par excellence. Keiner aber schien den Komödienstoff zu erkennen, den uns Koeppen (wenngleich nicht schreibend) beschert hat. Keiner sagte, daß dieser Dichter unserer Bücherwelt schenkte, was sie am meisten entbehrt: nämlich Witz.

Die Journalisten senkten nur devot ihre Häupter. Kein Zweifel, sie lieben die Dichter. Warum aber sprechen Autoren wie Günter Grass nur noch voller Grimm von der »Kritik«? Es ist wahr, daß sie seine letzten Bücher so unsanft abgefertigt hat, wie sie die früheren in den Himmel hob. Das ist leider üblich. Grass und Walser und Handke und Strauss und Christa Wolf aber schmähen unisono das »Feuilleton« oder – schlimmer – das »Großfeuilleton«. Sie sehen Ketzergerichte am Werk, sehen die Scheiterhaufen lodern, auf denen sie brennen sollen, sehen den Rauch, der weithin von ihrem Martyrium kündigt.

Es ist wahr, nach der gesamtdeutschen Wende begann die Kritik, Christa Wolf und manch andere Ost-Dichter zu zausen, gelegentlich aus literarischen Grün-

den, meist aber wegen ihrer Verstrickungen ins abgetane Regime. Es ging dabei nicht immer gerecht zu. Die retrospektive Gesinnungsstärke der Deutschen, die sich in diesem Jahrhundert so manches Mal bewährte, trat auch hier auf den Plan. Wie einst der Antifaschismus im zeitlichen Abstand von Hitlers Abgang stürmisch gewachsen war, zumal nach dem Jahr 1968, so gedieh der Antikommunismus seit dem Ende des SED-Staates und dem Zerfall des Sowjet-Reiches zu seiner schönsten Blüte.

Christa Wolf, die im Westen eine ans Kultische grenzende Verehrung genoß, suchte vor den verbalen Attacken für eine Weile in Kalifornien Zuflucht: wie Thomas Mann – so deutet sie beziehungsweise an – ins fernwestliche Exil gezwungen. Indes, der große Kollege war (falls er uns nicht arglistig getäuscht hat) niemals Mitglied eines leitenden Gremiums der NATIONALSOZIALISTISCHEN DEUTSCHEN ARBEITERPARTEI. Die Qualen, die den Ost-Dichtern zugemutet wurden, waren schmerzlich, obwohl ihnen für gewöhnlich nichts schlimmeres widerfuhr als – Kritik. Das waren sie nicht gewohnt. Einst hatten sie – oft mit schlechtem Gewissen – die Wohltaten der Genossen-Republik erfahren. Nun ließ sie das »Feuilleton« dafür büßen. Doch keines ihrer Bücher verschwand kraft eines politischen Verdikts aus dem Handel oder gar aus den Bibliotheken. Keines wurde verboten. Kein Autor wurde in den Kerker geworfen. Mancher aber verlor seinen Markt. Das ist bitter genug.

Die Ressentiments, die zwischen den Tages- und den Ewigkeitsschreibern schwelen, ließen sich vielleicht bezähmen, wären die Autoren deutscher Sprache bereit, die absurde Barriere zwischen Literatur und Journalismus niederzulegen. Das besserte die Einkünfte und stärkte den Sinn für die Wirklichkeit. Weder die Briten noch die Italiener oder die Amerikaner in Nord und Süd kennen die Trennung beider Lager. Für die Franzosen ist die Berufsbezeichnung *ecrivain-journaliste* so normal, daß sie sogar vom Finanzamt anerkannt wird. Jeder Redakteur, ja jeder Moderations-Schausteller beim

Fernsehen glaubt es sich schuldig zu sein, Romane oder Biographien zu verfassen (und nicht alle sind Schrott).

Die Schreiber jener Länder zweifelten niemals daran, daß guter Journalismus zählt. Sie betrachteten »Zeitlosigkeit« nicht ohne weiteres als die Erfüllung allen dichterischen Suchens und Wollens, und schon gar nicht als einen Ausweis sittlicher Qualität. Die besten ihrer Schriftsteller schreiben für die Zeitungen – und nicht nur des Geldes wegen. Romanciers üben sich gern an der Reportage. Sie wissen, daß der Journalismus den Vorzug hat, Blick und Gehör zu schärfen.

Wann trennten sich bei uns die Lager? Goethe verfügte – seine Schilderung der Belagerung von Mainz ist der Beweis – über ein waches Reporter-Talent. Lichtenberg schrieb ausschließlich für Magazine. Der unruhige Kleist redigierte eine Wochenpost. Heine war der brillianteste Journalist, der jemals für deutsche Gazetten die Feder geführt hat. Thomas Mann verdiente sich seine Sporen beim SIMPLICISSIMUS, und er war sich selten für einen Artikel zu gut, obwohl er die Pressemenschen nicht leiden konnte. Joseph Roth, dieser begnadete Erzähler, war ein großer Reporter.

Die Autoren der jüngeren Generation jedoch begegnen der Medienwelt voller Mißtrauen, selbst engagierte Bürger wie Grass (dessen mahnender Zeigefinger nun freilich so steil in den Himmel ragt, daß es ihm selber Mühe machen könnte, dieses Matterhorn der Moral zu erklimmen). Vielleicht erinnert er sich, mit welcher Entschiedenheit wir in den ersten Jahrzehnten nach der deutschen Katastrophe die Flucht der Dichter in die »Innerlichkeit« geschmäht hatten: diese beseelte Binnenwelt, die in Wirklichkeit ein blubbernder Sumpf war. Dort, in jenen trüben Gewässern, ragen nun wieder die Pfahlbauten auf und künden vom einfachen Leben. Die Hütten, in denen die besseren Menschen wohnen. Die Einsiedeleien, in denen die schmachtenden Gemeinden ihre Kultstätte erkennen.

Warum schon wieder – oder noch immer? Fehlt es am Mut zur Realität? Am Temperament, das sich Luft machen muß?

An der Vitalität, mit der unsere Literatur nicht überreichlich gesegnet ist? An Verantwortlichkeit, die zur Äußerung drängt (über die Unterzeichnung von Resolutionen hinaus)? An der Bereitschaft, sich an der Freundlichkeit der Welt zu freuen, die es immer noch geben könnte, wenn wir sie nicht durch unsere chronische Endzeitstimmung und unsere Katastrophensucht vor die Tür jagten? Warum ist Enzensberger – ein Dichter, der dichtet – die Ausnahme, die uns (soweit er die Finger von Mozart läßt) ein bißchen Mut macht? Nein, ein Heiliger ist der nicht, und zum Martyrium zeigt er keine Neigung.

JÜRGEN BUSCHIE

Das belebende Pathos zweier Solitäre

Die Stunde Null, das wollen Wissenschaftler herausgefunden haben, gab es 1945 für die deutsche Literatur nicht. Aber es gab seit Ende der 40er Jahre eine deutschsprachige Literatur, die im Rückblick als die Literatur der Bundesrepublik Deutschland charakterisiert werden kann. Diese, die bald durch die Wirksamkeit der »Gruppe 47« repräsentativ wurde, ja, zum Repräsentanten des Staates in seinem Umbruchwillen aufstieg, ist gewiß nicht ohne die alten Wegbegleiter zu denken, also jene Autoren, die schon vor 1945 und im nationalsozialistischen Deutschland publizierten. Auch schrieben und lasen Schriftsteller, die in derselben Zeit in der Schweiz und in Österreich ihre Bücher auf den gemeinsamen Markt brachten. Max Frisch und Ingeborg Bachmann gehören zu ihnen. Doch die Last der Repräsentation trugen sie – einige früher, andere später – allein: Heinrich Böll, Siegfried Lenz, Martin Walser, Hans Magnus Enzensberger, Günter Grass.



Günter Grass und Martin Walser im Gespräch mit NDR-Redakteur Stephan Lohr, September 1994

Foto: Karl Heinz Meybohm

Kunstvolle Suada und frappierende Pointen

Der 70. Geburtstag von Grass und Walser gibt Anlaß zu einer nachdenklich stimmenden Betrachtung: Es hat irgendwann in der Zeit nach dem Ende der ›Gruppe 47‹, also nach 1967, eine Stunde Null gegeben, die diesen Namen verdient, wir wissen nur nicht genau, wann das war und wodurch sie geschaffen wurde. Wir können schon sagen: 1989 war das nicht und auch nicht 1980 oder 1982. Aber längst ist Literatur nicht mehr repräsentativ und erst recht beliefert sie in Deutschland den Staat nicht mehr mit Repräsentanten. Böll ist seit langem tot. Doch auch das, was er literarisch bedeutete, scheint einer anderen Zeit anzugehören.

Aus dieser Zeit reichen Grass und Walser mit ihrem lebendigen Werk in die

gegenwärtige herein. Und wirken anstößig. Ein *Treuhand*-Roman, ein Monolog aus dem Dschungel der hessischen Ministerialbürokratie – bei Grass die Gewalttätigkeit des Zugriffs auf Theodor Fontane als geschichtliche Figur und als Zeitzeuge, und bei Walser das Ressentiment, das seinen Kohlhaas'schen Protagonisten gefunden hat. Der eine auf der Höhe seiner kunstvollen Suada, seiner kompositionstechnischen und konstruktionsfreudigen Innovationskraft, der andere in der ganzen Sicherheit seiner Herrschaftskunst, was erzählerische Details und frappierende Pointen angeht.

Beide Solitäre ganz und gar. Es gibt eine Geschichte von der *Blechtrommel* bis zum *Weiten Feld*. Man kann sie vollständig vortragen, ohne dazu auch nur einen einzigen Roman eines anderen Au-

tors zu erwähnen. Und es gibt eine ganz andere Geschichte des Romans von den *Ehen in Philippsburg* bis zu *Finks Krieg*, und von ihr gilt das gleiche. Nur diese Geschichten, so scheint es, können nur noch von Philologen oder von Literaturhistorikern erzählt werden, nicht mehr von Zeitgenossen.

Das befremdende Pathos alter Zeiten

Ebenso dürften sie einander fremd geworden sein. Grass müht sich, intellektuell seinen Argwohn gegenüber dem wiedervereinigten Deutschland zu fassen. Walser präsentiert sich als Herold des einigen Deutschland und bekämpft jene Tendenzen von gestern, deren Herold er gestern noch war: es ist das Gestern, das zu sozialliberalen Zeiten noch ein stolzes Heute war.

Solche politischen Aspekte müssen für den literarischen Rang ihrer Werke nicht von Bedeutung sein. Hier ist aber von Bedeutung, daß sie beide, Grass und Walser, das nicht zu wissen scheinen oder solcher Behauptung zumindest nicht trauen.

Das weist sie als Angehörige der ersten Schriftstellergeneration in Deutschland nach Weltkrieg und Vernichtungsterror aus, der Generation jener Autoren, die erst nach 1945 begannen zu schreiben und zu publizieren. Die Zeit, die sie hatte, ist vorbei. Die Zeit, die sie haben, noch lange nicht. Ihre unmittelbaren Vorgänger, die Romanschriftsteller für das deutsche Bürgertum, die um 1950 Vierzigjährigen sind vergessen. Mit ihren erfolgreichen Nachfolgern, es sind nur wenige, eigentlich nur Botho Strauss und Peter Handke, verbindet sie nichts.

Auf der Suche nach einem Begriff zum Verständnis über die Zeitgrenzen hinweg, mag uns das Pathos einfallen. Das Pathos alter Zeiten befremdet uns. Dem Pathos der Jüngeren trauen wir nicht. In den Büchern vom Grass und Walser ist ein Pathos zu entdecken, das uns beleben könnte, wenn wir Begriffe wie Solidarität, Gerechtigkeit oder Bürgertugend wieder ernst nehmen.

FRANZISKA AUGSTEIN

Über deutsche Ironiker und englische Ironie

Deutsch sein, ist nicht lustig, seit dem Zweiten Weltkrieg weniger denn je. Abgesehen davon, sind wir dem Ausland gegenüber in der Pflicht. In den 50er Jahren befürchtete ein britischer Komiker, daß die Deutschen, hätten sie nur Humor, als Engländer ehrenhalber figurieren könnten. Theodor Adorno fand, daß »Ironie, geistige Beweglichkeit, Skepsis gegen das, was nun einmal da ist«, in Deutschland nie besonders verbreitet gewesen seien. Erwin Chargaff hat vor einem guten Jahr der deutschen Literatur ein »mangelhaft« in der Sparte Ironie erteilt. Darauf stellte Dieter Hildebrand im Protest einen Satz auf den Kopf. Und Robert Gernhard belegte mittels des Verzeichnisses lieferbarer Bücher und einiger Auflagenziffern, daß die vorhandenen deutschen Humorproduzenten beim breiten Publikum hoch angesehen sind. Dennoch – in Deutschland gilt: Humor ist, wenn man zugibt, nicht zu lachen.

Die literarische Ironie ist anderswo beheimatet. Chargaff hat sie eine aristokratische Kunst genannt. Am bequemsten residierte sie in der Salonkultur des 18. Jahrhunderts, wo man einander so gut kannte, daß man in Zeichen reden konnte; in Großbritannien gehört die Ironie bis heute zum guten Ton: Wer stets ernsthaft sagt, was er meint, ist zu plump, um ernst genommen zu werden. Bevor Evelyn Waugh sich niedersetzte, um die Arbeit an einem neuen Roman zu beginnen, las er *Candide*. Bei den englischen »roasbeefs« (Orthographie: sic), wie die Briten sich nennen, wenn sie sich mit französischen Augen sehen, ist das ironische Nirgendwo die beste aller Welten. Die deutschen Literaten hingegen, die das Eigene suchten, reklamierten im 19. Jahrhundert den Humor für sich: Der Gegensatz zwischen der deutschen, inbrünstig gemütlichen »Kultur« und der westeuropäischen, ans Politische gebundenen »Zivilisation« hat sein Abbild auf dem Gebiet des Scherzes. In



Surfen Sie doch mal zu Bayer

Um uns zu besuchen, brauchen Sie Ihr Arbeitszimmer nicht zu verlassen. Klicken Sie sich einfach ein ins Internet und wählen Sie auf dem Datenhighway die Auffahrt

<http://www.bayer.com>

Dort bekommen Sie Auskunft über den Weltkonzern und seine Arbeitsgebiete. Wir informieren Sie über unser Leistungsspektrum, über unsere Aktivitäten in Forschung und Umweltschutz, über unsere Standorte und

vieles mehr. Im News-Archiv liegen aktuelle Nachrichten abrufbereit, und natürlich können Sie auch interaktiv mit uns kommunizieren.

Willkommen bei Bayer im Internet!

Bayer AG, Konzernbereich

Unternehmenskommunikation (CI)

51368 Leverkusen

Bayer 

Kompetenz und Verantwortung

einem wunderbar klaren Aufsatz zum Thema hat der Ironie-Spezialist Ernst Behler geschrieben, daß »der Gegensatz von Humor und Ironie letztlich auf den Kontrast zwischen Gemüt und Intellekt zurückgeht«. Gottfried Keller, Theodor Fontane und Wilhelm Raabe seien in diesem Sinn Humoristen gewesen. Thomas Mann sagte gegen Ende seines Lebens, das »erasmische Lächeln« der urbanen Ironie sei ihm lange nicht so lieb wie das »heraufquellende Lachen«, das der Humor bewirke – für manchen kann es Schicksal sein, als Ironiker in die Geschichte einzugehen.

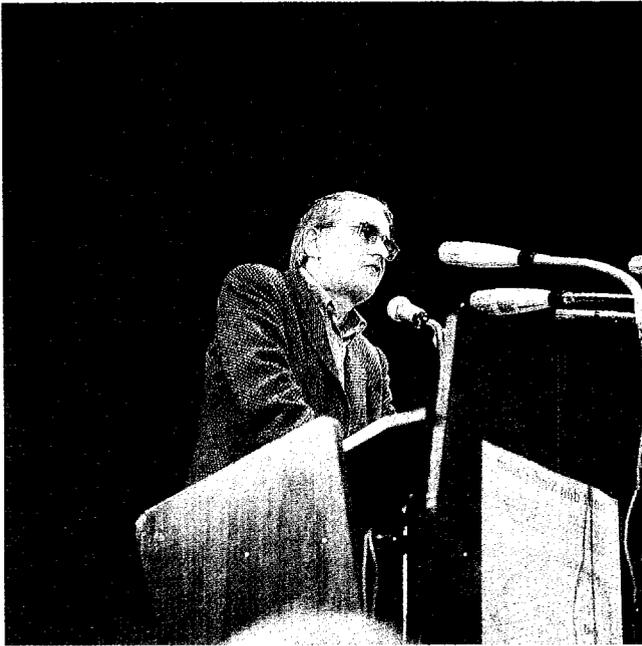
Wie immer es um die deutsche Ironie bestellt sein mag, die Theorie von der Ironie war lange Zeit fest in deutscher Hand. Auch Sören Kierkegaard, der im Geist der deutschen Philosophie gebildet war, ist von dem Literaturwissenschaftler D. C. Muecke in diese Tradition gerechnet worden. Bis ins 18. Jahrhundert war die Ironie eine rhetorische Figur: Man sagt etwas, was man nicht so meint, wie man es sagt. Daß nicht jedermann die List begreift, verfeinert den Genuß. Die größten Vertreter dieser klassischen Ironie sind vermutlich die Leute, die die Welt auf den Arm nehmen, ohne daß irgendjemand es merkt. Von Alexander Pope und Jonathan Swift wurde erzählt, daß sie sich vor Entzücken nicht zu lassen wußten, weil manche Leser *Gulliver's Travels* für eine wahre Reisebeschreibung hielten. Auch die Briten haben sich an den Gebrauch der Ironie gewöhnen müssen.

Im altgriechischen Theater war der Eiron eine Figur, die sich vorstellte und dem naiven Helden heimleuchtete. Die Ironie des Eiron war dieselbe Haltung, die auch ein Mann an den Tag legte, der seine Steuern nicht zahlte und sich vorm Militärdienst drückte. (Der brave Soldat Schweijk war auch nicht gar so gern beim Militär.) Wenn ein spitzbübisches Schicksal es auf der Bühne so fügte, daß ahnungslose Akteure zu spottwürdigen Gestalten wurden, dann freute sich das Publikum, von dramatischer Ironie war aber bis ins letzte Drittel des 18. Jahrhunderts nicht die Rede. Erst als diese höfische Epoche ihrer Auflösung zustrebte, wurde

die Ironie in den Stücken von Aischylos und Shakespeare, von Molière und Racine als solche benannt. Daß Ironie gar eine Lebenshaltung sein kann, wurde auch erst in jener Zeit mit Worten begriffen. Man muß sich das vor Augen führen: Die Vorstellung, daß Ironie etwas ungeheuer Komplexes sei, ist bloß zwei Jahrhunderte alt. Zur Zeit der französischen Revolution hatte sie, von heute aus betrachtet, noch die Kinderschuhe an. In Deutschland kam sie bei den Idealisten in die Schule, seitdem muß man eigentlich Philosophie studiert haben, wenn man von ihr reden will.

Martin Walsers fulminante »Frankfurter Vorlesungen« über *Selbstbewußtsein und Ironie* stürzten die Fachwelt in eine Kalamität, aus der sie sich nur berappeln konnte, indem sie die 1981 erschienene Vorlesung als »Polematik« charakterisierte. Martin Walser hatte die Philosophen alle gelesen – allerdings ohne die akademische Gebrauchsanweisung zu beherzigen. Sein Verständnis bürstete die Lektüre gegen den Strich und stieß sich an Friedrich Schlegels ästhetischem Ironiebegriff. Walsers Kritik zeugte von dem Wunsch, die sittliche Verantwortlichkeit des Bürgers und Individuums nicht in die schwebende Relativierung der romantischen Ironie entfleuchen zu lassen. Walser hat sein Auditorium gelehrt, Thomas Mann – einen bekennenden Anhänger der romantischen Ironie – mit Argwohn zu lesen. Die Ironie, die Thomas Mann seinen wehrlosen Figuren aus Eimern mit gesponnenem Silber übergießt, denunzierte sie und rechtfertigte sie doch auch, ohne daß der Autor die prekäre Basis ihrer bürgerlichen Existenz kenntlich gemacht oder einen Mechanismus in seine Romane eingebaut hätte, der eine Reorganisation der Verhältnisse in Aussicht stellte.

Von Hans Castorp schreibt sein Schöpfer, daß die Arbeit ihm nicht »bekam«: »Wir lassen der Vermutung Raum«. erzählt Mann mit maliziöser Delikatesse, »daß die Arbeit in seinem Leben einfach dem ungetrübten Genuß von Maria Mancini«, seiner bevorzugten Zigarre, »im Wege war«. Man konnte das als Bericht aus dem uneigentlichen Leben lesen, aber



Martin Walser als VS-Redner 1970 in Stuttgart Foto: dpa/Ostertag

für Martin Walser war das nicht genug. Gestützt auf Hegels Theorie von Herr und Knecht, vermißte er bei Thomas Mann die Anerkennung des Umstands, daß Castorps Leiden an der Arbeit ein bürgerlicher Luxus sei. Die »bürgerliche Ironie«, die sich über alle Werte und Maßstäbe hinwegsetzt, ohne sich einzugestehen, daß sie letztlich nur die eigene Bequemlichkeit legitimiert, war Walser suspekt. Statt ihrer pries er jene Form der Ironie, die sich selbst in Frage stellt; er schlug sich auf die Seite der literarischen Figuren, die im Bewußtsein der eigenen Ohnmacht diese Ohnmacht selbst umarmen. Hegel und Kierkegaard waren seine wichtigsten theoretischen Gewährsleute. Jakob von Gunten und Gregor Samsa waren die Figuren, die Walser als im besten Sinn ironische Gestalten beschrieb – ironisch deshalb, weil sie die Selbstverleugnung oder gar die Selbstauslöschung als das Beste begreifen, was sie der Welt zu bieten haben.

Es ist vielleicht kein Zufall, daß Robert Walser und Franz Kafka in der deutschen Sprache zu Hause waren. Die bekannten Ironiker der englischen Litera-

turgeschichte haben ihre Figuren nicht so emsig damit beschäftigt, sich selbst den Teppich unter den Füßen wegzuziehen. Laurence Sternes Tristram Shandy belegt nicht die Unmöglichkeit der eigenen Existenz, sondern nur die Absurdität seines autobiographischen Projektes: Wer so unschweifig erzählt, wird über den Moment der eigenen Geburt kaum hinauskommen. Evelyn Waugh treibt seine Figuren in die sinnlosesten Unternehmungen. Bei allen Selbstzweifeln, die seine Helden anfallen, wiegt Waugh sie in liebendem Verständnis: Zumeist läuft ihr Ungenügen an sich selbst vor allem darauf hinaus, daß sie in die falsche Zeit geboren sind. Ihr Selbstbewußtsein ist eher deplaziert als derangiert. Das Phänomen möchte man symptomatisch nennen: Es sieht so aus, als sei es der englischen Ironie nicht darum zu tun, sich mit dem Selbstbewußtsein anzulegen oder es gegen sich selbst ins Feld zu schicken.

Ein Grund dafür liegt vielleicht in der Tradition des *common sense*: Mit der idealistischen Philosophie haben die Briten nicht viel anfangen können. Bischof Berkeleys Ansicht, daß alle Realität nur im Bewußtsein bestehe, kam im 18. Jahrhundert bei seinen Landsleuten nicht gut an. Dr. Johnson, ein Mann von handfester Wesensart, überführte Berkeley mit Fußtritten. Boswell berichtete, Dr. Johnson habe mit voller Kraft gegen einen Stein getreten: Da und da und da – feste gegen Berkeleys Idealismus: »Ich widerlege ihn so«, habe er schließlich gerufen.

Dr. Johnsons Tritte hatten die ganze Wucht des britischen Empirizismus hinter sich. Der beruht in der Annahme, daß es eine objektive Wahrheit gibt, man muß sie nur wahrnehmen. Die Frage ist, wie die Außenwelt in das innere System der Auffassung hineingelangt. Im 18. Jahrhundert war das vor allem ein physiologi-

ches Problem. Weil die Realität gegeben war, hatte das Selbstbewußtsein auf den britischen Inseln nicht so viel zu tun wie in der deutschen Tradition. Es war weniger anspruchlich und deshalb weniger anfällig. Die Ironie in der englischen Sprache ist vor allem spielerisch. Sie unterhält – ihre Gegner sagen, sie tue nicht einmal das. In einer philosophisch-theologischen Tradition, die dem unverstellten Ausdruck das Wort redete und deren Rhetorik darin exzellierte, »Rhetorik« abzulehnen, war es die Aufgabe der Ironie, der Rede Raffinesse zu verleihen. Wer darin geübt ist, sieht mühelos durch die Verstellung hindurch, was gemeint ist: Die Ironie ist transparent! Nur die Ahnungslosen – Ausländer vor allem – drücken sich die Nase platt an dieser nutzlosen Scheibe, hinter der alle sich so gut verstehen. H. G. Wells machte sich über den zugereisten Joseph Conrad lustig: »Man konnte ihn immer in Verwirrung stürzen, wenn man ›Humor‹ sagte. Es war einer unserer gemeinen englischen Tricks, mit denen er nie zurechtgekommen ist.«

Die feinsinnige deutsche Unterscheidung zwischen Humor und Ironie haben die Briten in der Regel ignoriert. Und auch sonst sind sie traditionell theoretisch nicht auf der Höhe gewesen. 1833 schrieb der Historiker Connop Thirlwall über die Ironie des Sophokles: »Im Hinblick auf Meinungen verweist sie auf eine Überzeugung, die so tief ist, daß sie sich scheut, einem Gegner direkt zu widersprechen. Im Hinblick auf Gefühle beruht sie auf einer Empfindung, die so stark ist, daß sie sich selbst zu kontrollieren und ihren natürlichen Ton zu unterdrücken vermag – um sich dafür mit unso größerer Kraft zur Geltung zu bringen.« Diese Sätze schrieb ein Mann, der sich jahrelang mit der deutschen Geisteskultur beschäftigt hatte. Daß er irgendetwas von der deutschen Philosophie verstand, läßt er sich hier aber durchaus nicht anmerken.

Das soll nun nicht heißen, daß die simpelsten Denker die besten Ironiker seien. Bemerkenswert an Thirlwalls Worten ist vielmehr die Schüchternheit, die sich hinter der Attitüde der männlichen Selbst-

beherrschung verbirgt. Francis Jeffrey, der Herausgeber der EDINBURGH REVIEW sprach das noch deutlicher aus: »Ich habe eine Art von Bewußtsein dafür, daß Bewunderer lächerlich sind, deshalb lache ich über fast alles, was ich bewundere, oder lasse doch wenigstens andere Leute darüber lachen, ohne sie zu korrigieren.« Dies Gefühl einer Schwäche ist auf den britischen Inseln so eingewurzelt, daß es zur eleganten Attitüde geworden ist – darin besteht vermutlich das Wesen der englischen Ironie. Vor einigen Wochen traf die Verfasserin Julian Barnes. Da die »Ironie« nun einmal im Kopf rumpelte, mußte der sich fragen lassen, warum die Deutschen unter seinen Landsleuten den Leumund hätten, für Ironie und Humor nicht begabt zu sein. »Wir möchten gern glauben, daß die Deutschen keinen Humor haben«, sagte er, »auf diese Weise können wir uns ein bißchen überlegen fühlen«. Ob das wohl ironisch gemeint war?

WILHELM VON STERNBURG

Günter Grass und das Anschreiben gegen die vergehende Zeit

Stillstand im Fortschritt

Drei Szenen aus der deutschen Geschichte: Auf der Wartburg versammeln sich im Oktober 1817 »altdeutsche« Bärte tragende und liberal-demokratisch empfindende Burschenschaftler an lodernnden Feuern, in denen »undeutsche« Bücher verbrennen. Im Mai 1933 grölen vor zahlreichen Universitäten Studenten und Professoren nationalistische Sprüche von »entarteter Kunst« und einer »jüdisch-bolschewistischen Verschwörung« und werfen die bedeutendsten Werke der damaligen deutschsprachigen Gegenwartsliteratur auf die Scheiterhaufen.

An einem Montag im August 1995 erscheint in Hamburg ein vielbeachtetes, auflagenstarkes Wochenmagazin mit einem Titelblatt, das einen Großkritiker der Republik beim geistesmordenden Zerreißen eines neuen Romans von Günter Grass darstellt. Unvergleichbare Zeiten, aber die Kontinuitäten im Umgang der Deutschen mit ihrer Literatur bleiben nachdenkenswert. Klaus Staeck beschriftete sein Plakat, das den Anti-Grass-Titel des SPIEGEL aufgreift, mit den deprimierenden Sätzen: »Vom Umgang mit Büchern. Eine deutsche Fortsetzungsgeschichte«.

Literaturkritik als Fortsetzung der Politik mit den gleichen Mitteln – im Lande der Dichter und Denker ging es häufig wüst zu, wenn diese dem Zeitgeist widersprachen, den Turm ästhetischer Unverbindlichkeit verließen und sich einmischten in die Debatten der Zeit. Von Heine bis

Büchner, von Thomas und Heinrich Mann bis Lion Feuchtwanger, Alfred Döblin, Arnold Zweig, Bert Brecht, Anna Seghers und Robert Musil reicht die Ehrenliste der Verfolgten und Exilanten; Gustav Landauer, Theodor Lessing und Erich Mühsam wurden ermordet; Kurt Tucholsky, Ernst Toller und Stefan Zweig zerbrachen an den politischen Entwicklungen im Land ihrer Geburt und ihrer Sprache. Heute geht es zivilisierter zu, der Versuch der »Vernichtung« wird dem Wort überlassen.

Im Mittelpunkt des jüngsten Kapitels dieser endlosen, in ihren Folgen für die Betroffenen allerdings sehr unterschiedlichen Story steht ein Autor, der weltweit gelesen wird und dessen Romanwerk die europäische Gegenwartsliteratur entscheidend mitbeeinflusst hat. Seit der Veröffentlichung der Geschichte des trommelnden und glasersingenden Gnoms

Am Prenzlauer Berg, 1995

Foto: AKG/Dieter E. Hoppe



Oskar Matzerath Ende der fünfziger Jahre ist Günter Grass der – aus internationalem Blickwinkel gesehen – bekannteste zeitgenössische deutsche Schriftsteller. Seine Bücher wurden in über 20 Sprachen übersetzt. Reisende, die durch Buchläden in New York, London, Paris oder Moskau schlendern, finden nur wenige deutsche Romane unserer Zeit in den Regalen, das Prosawerk des Günter Grass fehlt fast nie. Als Heinrich Böll, der Bescheidene, 1972 die Nachricht von der Nobelpreisverleihung erfuhr, fragte er erstaunt, wieso er und nicht Grass. So jedenfalls berichtet es Heinrich Vormweg, und es klingt glaubwürdig.

Die deutsche Kritik – nur wenige kluge und die Literatur liebende Ausnahmen bestätigen hier die Regel – verdammt dagegen bald nahezu jedes neue Werk, das Günter Grass veröffentlichte. Riefen die konservativen Philister nach dem Erscheinen des literaturgeschichtlich epochalen Danzig-Romans *Die Blechtrommel*, der wunderbaren Novelle *Katz und Maus* oder dem bis heute auch bei Grass-Liebhabern gelegentlich etwas unterschätzten Epos *Hundejahre* noch heuchlerisch »Pornographie« und »Blasphemie«, überschlugen sich die Rezensenten in höhnischen Verdammungen, als der Mann begann, auch die unmittelbare Gegenwart in Untergangsszenarien mit ihren grotesken Widersprüchen und Fehlentwicklungen zu konfrontieren. Seine sprachgewaltige Prosa (da schreibt einer vom Stamme der Grimmelhäuser und Rabelais), sein artistisches erzählerisches Talent (Alfred Döblin empfand er als einen seiner Lehrmeister), die künstlerische Meisterschaft, mit der er seine Fragezeichen in einem Jahrhundert der ideologischen Verdummung und der barbarischen Massenvernichtung setzte (unverkennbar war ihm George Orwell ein Vorbild), fegten sie beiseite. Und schreckten die Leser doch nicht ab. Sie blieben ihrem Autor treu. Hohe Auflagen zeigen das ebenso wie der massenhafte Andrang bei Lesungen und Vorträgen.

Nun wird er bald siebzig, und nichts hat sich geändert. *Ein weites Feld*, diese so hochaktuelle Geschichte deutscher

Irrungen und Wirrungen, die Günter Grass im Spätsommer 1995 publizierte, wurde zum Medienereignis. Die Kritik verwechselte wieder einmal einen Roman mit einem Leitartikel, schrieb in ihren Schmährufen wenig über Literatur, aber umso mehr über die politischen Ansichten des Autors. Sie nahmen heftig übel, daß einer nicht mitspielte beim großdeutschen Vereinigungsrausch, der doch zum Erscheinungsdatum des *Fonty*-Romans schon längst herber Ernüchterung hatte weichen müssen. Und wieder blieb der Leser zumindest als Käufer unbeeindruckt (nur die totalen Verisse der *Rätin* zeigten Wirkung beim lesenden Kunden), in nicht einmal zwei Jahren wurden 352 000 Exemplare der deutschsprachigen Ausgabe abgesetzt, ausländische Lizenzen für 21 Übersetzungen sind vergeben.

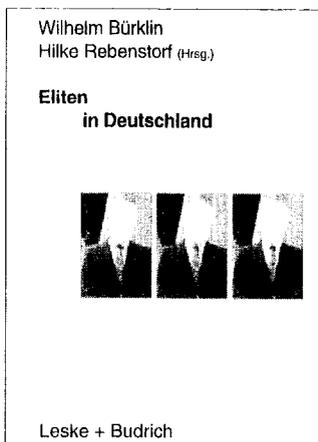
Warum vergessen so viele Berufsschreiber ihr Handwerk, wenn es um ein neues Grass-Werk geht? Warum übersehen sie ständig die Kluft, die zwischen ihren Bewertungen und der doch unbestrittenen Stellung des Geschmähten in der modernen Weltliteratur liegt? Warum sind sie – vielleicht unbewußt – so unterwürfig bereit, den offiziellen ideologischen Urteilen der Amtspolitik zu folgen und ästhetisch-künstlerische Kriterien in den Dienst eines verlotterten Zeitgeistes zu stellen? Es ist ja nicht erstaunlich, wenn die konservativen Machttäger der Nation die Literaturproduzenten mit ihren Einwüfen als »Pinscher«, »Ratten« oder »Schmeißfliegen« titulieren und bezeichnenderweise allenfalls dem »Stahlgewitter«-Apologeten Ernst Jünger unter dem Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit ihre Referenz erweisen. Das hat in Deutschland schlechte Tradition, und es sagt mehr über die Geisteshaltung seiner politischen Klasse aus, als über den Wert der so verdamnten oder gepriesenen Bücher oder das Talent ihrer Schöpfer. Aber von Menschen, die sich die Literatur als Lebensaufgabe verschrieben haben, muß von ihnen nicht mehr erwartet werden als oberflächliche Lehrstunden in Sachen Politik? Ist der »Fall Günter Grass« also nicht in Wirklichkeit ein Sy-

Neu im Sommer '97

Gesellschaft und Politik



Leopold Rosenmayr
Baobab: Geschichten aus Afrika
 Ca. 220 Seiten mit vielen Zeichnungen von Josef Pillhofer. Kart. Ca. 48,- DM/44,50 SFr/350 ÖS



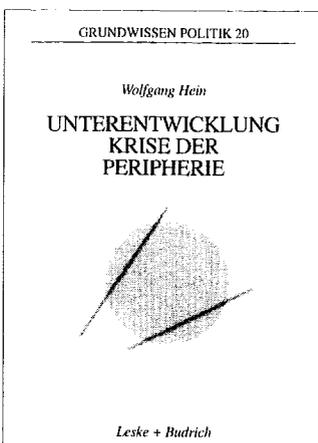
Wilhelm Bürklin
Hilke Rebenstorf (Hrsg.)
Eliten in Deutschland
 Rekrutierung und Integration 482 Seiten. Kart. 72,- DM/65,50 SFr/526 ÖS



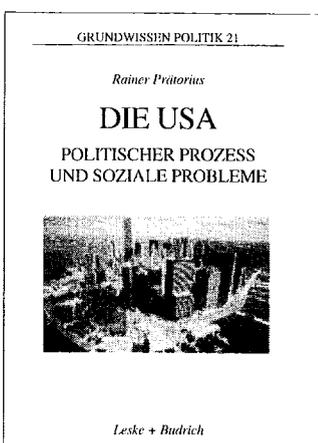
Gerhard Schmidchen
Wie weit ist der Weg nach Deutschland?
 Sozialpsychologie der Jugend in der postsozialistischen Welt 2. durchges. Auflage. 475 S. Kart. 39,- DM/36,- SFr/285 ÖS



René Lasserre/ Joachim Schild/ Henrik Uterwedde
Frankreich - Politik, Wirtschaft, Gesellschaft
 Grundwissen Politik 19
 Ca. 260 S. Kart. Ca. 33,- DM/30,50 SFr/241 ÖS



Wolfgang Hein
Unterentwicklung - Krise der Peripherie
 Grundwissen Politik 20
 Ca. 280 S. Kart. Ca. 33,- DM/30,50 SFr/241 ÖS



Rainer Prätorius
Die USA: Politischer Prozess und soziale Probleme
 Grundwissen Politik, Band 21
 276 Seiten. Kart. 33,- DM/ 30,50 SFr/ 241 ÖS

Leske + Budrich • Opladen

Information: Postfach 30 05 51. 51334 Leverkusen

nonym für die Krise der Buchkritik? Die Superlative der Verneinung nimmt groteske Formen an, wenn ein angeblich kluger Literaturkopf in der FAZ seine Betrachtung über *Ein weites Feld* in der Bemerkung gipfeln läßt, es handele sich hier »um die Abwesenheit jeglichen Kunstverständes, eine Totgeburt«. Oder die erste Literaturdame in der ZEIT zu dem gedankentiefen Schluß gelangt, »dieses Buch ist unlesbar«. Wer so zu erschlagen versucht, mit solchen jeden Maßstab sprengenden Nonsens-Urteilen dem Autor entgegentritt, der muß schon recht aufgeregt sein, wenn er sich mit Günter Grass beschäftigt.

Aber warum gerade er? Das Medienzeitalter fordert seine Opfer, und die willigen, oft eitlen Helfer, ausgestattet mit der Sekundäraufgabe des Urteilsprechens, füllen die Zeitungsseiten oder blamieren sich in den Fernsehstudios. In Günter Grass haben viele im Lande ihren Antipoden entdeckt. Ein Schriftsteller ist

er, der den Widerspruch verkörpert gegen ein uniformes Denken und die Selbstlobpreisung einer Hegelschen Scheinwelt, in der fast alles gut ist, weil es ist. Ein Citoyen, einer der Ernst macht mit dem demokratischen Postulat vom selbstbewußten, sich in die öffentlichen Belange einmischenden Bürgers schreibt seit vierzig Jahren gewaltige Epen, scharfzüngige Kurzprosa, politisch zeitlose und zeitnahe Lyrik, unbestechlich die innere und äußere Wirklichkeit einer Nach-Auschwitz-Gesellschaft thematisierend. Ein Märchenerzähler, ein begnadeter Fabulierer, ein Wortakrobat, ein Geschichtenkonstrukteur spricht in seinen Büchern zum Leser, virtuos, zutiefst sinnlich, sich selbst und die Welt in Frage stellend. »Was aber ist mein Stein? Die Mühsal der nicht ausgehenden Wörter? Das Buch das dem Buch das dem Buch folgt? Oder die deutsche Fron, das bißchen Freiheit für Steinewälzer (und ähnlich absurde Narren) immer wieder ber-

Am Starfighter-Cockpit beim Bundeswehr-Jagdgeschwader »Richtofen«, 1966

Foto: AKG/AP



gaulf zu sichern? Oder die Liebe samt ihrer Fallsucht? Oder der Kampf um Gerechtigkeit gar, dieser mühsam berggangige, dieser so leichtthin talsuchtige Brocken?« Das Camus'sche Sisyphos-Trotzdem ist diesem Schriftsteller der Vernunft eingebrannt, prägt seinen Weltblick, seine Symbole, seine Schnecken-Metaphern, Butt-Mythen oder selbst noch seine Rattinnen-Apokalypsen. Unbequem bleibt ein solch konsequenter Aufklärer, lästig ein solcher Mahner im Zeitalter der windigen Konsum- und Verdrangungspatrioten, der Auflagen- und Quotenjager.

Grass ist immer ein Bekenner gewesen. Auch jenseits seines eigentlichen Werkes, den Büchern, den Graphiken und Kupferstichen. Er benennt die Dinge und die Menschen, die sie bewegen. Schon früh setzte er seinen Ruhm ein, um seine Stimme gegen die Fälscher der Geschichte, die Heuchler der nationalen Einheit, die Umweltzerstorer und Raketenstationierer zu erheben. Als Adenauer im Wahlkampf Willy Brandts uneheliche Geburt skrupellos thematisierte, begann er für die *Es Pe De* zu werben, zog unter dem Zeichen des rotkammigen und krahenden Hahnes in die Schlacht um Stimmen und einen politischen Wechsel, gründete eine Wahlerinitiative. »Denn der Ort des Schriftstellers ist inmitten der Gesellschaft und nicht über oder abseits der Gesellschaft.«

Ein Trommler für die Vernunft, für eine sozial gerechtere Gesellschaft, für eine Außenpolitik der Friedenssicherung reiste durch Städte und Provinzen. Streitbereit, Namen nennend – kritisch besonders häufig die von Adenauer, Strauß, Erhard und Kiesinger, dann immer wieder Helmut Kohl; zustimmend vor allem und immer wieder den von Willy Brandt, dem einstigen Exilanten, dem *Mehr Demokratie*-Rufer, dem Ostpolitiker, dem Mann, der vor dem Ghetto-Mahnmahl in Warschau auf die Knie sank. Kein blinder Parteigänger rief zur Wahl der SPD auf, ein distanzierter Wegbegleiter der Reformer viel eher, einer der wußte, in der Politik gibt es weder Wunder noch wunderbare Menschen. »Denn Wahlen sind Appelle an

die Vernunft jedes einzelnen. Kühl gilt es abzuwägen. Nicht strahlendes Weiß und düsteres Schwarz stehen zur Wahl, sondern mehrere Grautöne.« Erst als Kohl 1982 kam, trat er in die Partei ein, und er verließ sie genauso konsequent, als die Sozialdemokraten in der Asyl-Debatte ihr eigenes Credo verrieten.

Ein Skeptiker des Fortschritts ist er immer gewesen, dem scheinbar unbeweglichen, aber doch unbeirrbar dem Ziel zustrebenden Schleichgang der Schnecke über viele Jahre anhängend und das Paradoxon vom »Stillstand im Fortschritt« beschwörend. Er konnte über die Schnellläufer und verbalen Radikalveranderer in der Studentenbewegung bitter höhnen. Der Revolutionär Karl Marx galt ihm wenig, für den Revisionisten Eduard Bernstein fand er stets bewegende Worte der Zustimmung. »Ich bin ein Gegner der Revolution. Ich scheue Opfer, die jeweils in ihrem Namen gebracht werden müssen. Ich scheue ihre übermenschlichen Zielsetzungen, ihre absoluten Ansprüche, ihre inhumane Intoleranz.« Später wird er allerdings nicht übersehen, welch kulturell-gesellschaftliche Tabuabrechnungen den 68ern gelungen waren.

Danzig bleibt sein Ausgangspunkt, im Leben, im Werk, in der Politik. Den Osten verlor er nicht nur als Schriftsteller, sondern auch als politischer Beobachter und Einredner nie aus den Augen. Die Entwicklungen in Polen und in der Tschechoslowakei, »Prager Frühling« und SOLDARNOCZ, bewegen ihn, lassen ihn immer wieder Position beziehen für die unterdrückten, verfolgten, zensurierten Kollegen. Er protestiert, klagt an, hilft, reist hin, diskutiert. Wie nur wenige aus der Bundesrepublik sucht und findet er den Kontakt zu den Intellektuellen im anderen Deutschland. In Ostberlin trifft er regelmäßig mit den drangsalierten DDR-Autoren zusammen, liest und hört mit ihnen neue Texte, debattiert Zukunftsvisionen. Die nationale Frage treibt ihn in all den deutsch-deutschen Jahrzehnten um, als die Politik sie längst abgeschlossen hat. Die Kulturnation erträumt er, die Sprache sieht er als unzerstörbare Gemeinsamkeit und setzt sie gegen die faktischen Tren-

nungsstrategien der Adenauers und Ulbrichts. Die Deutschland- und Ostpolitik der Brandt/Scheel-Regierung war seine Politik und zweifellos ein entscheidender Anstoß für sein langes und intensives Wahlkampfengagement. »Spannender als Krieg und Kesselschlachten sind der Frieden und seine Wahlkämpfe«, beschwört er schon 1965 seine vielfach noch unbelehrbaren, an den »Grenzen von 1937« klammernden Landsleuten.

In den achtziger Jahren wird der Prediger des Schneckenganges ungeduldiger, die drohende atomare Selbstvernichtung, die ökologische Blindheit der Politik, die Dramen der Dritten Welt lassen ihn in seinen Formulierungen radikaler werden. Der immer Ruhelose – Düsseldorf, Paris, Berlin, die dänische Insel und Schreibidylle, heute Lübeck, unzählige Reisen an alle Ecken der Welt, er wechselt immer wieder suchend seine Lebensorte – lebt Ende 1986 für ein halbes Jahr in Calcutta. Flucht nach den *Rätinnen*-Verrissen, höhnen die Zeitungsspaltenfüller, und als er zurückkehrt verdammen sie das literarische Ergebnis des Aufenthalts – *Gespaltene Zunge* – mit bekanntem Unverstand. »Ich sah Calcutta über uns kommen. Dreitausend Slums sonst in sich gekehrt, hinter Mauern geduckt oder ans Faulwasser der Kanäle gedrängt, liefen aus, griffen um sich, hatten bei Neumond die Nacht und die Göttin auf ihrer Seite.«

Und dann *Ein Schnäppchen namens DDR*, seine einsamen Reden »wider das dumpfe Einheitsgebot«. Kaum etwas haben ihm die geschichtsvergessenen Deutschen so hemmungslos übel genommen, wie seine Warnungen und Klagen über die zu schnelle, vom Geld diktierte und mit so eiskalter, von Korruption und Raubrittermentalität geprägter Marktstrategie vollzogene Einheit der beiden Deutschland. Er wollte Zeit, zunächst eine Konföderation, sah genau die psychologischen und wirtschaftlichen Folgen der Landnahme im Osten. Immer war Auschwitz für den Schriftsteller der Eckpunkt seines Geschichtsdenkens geblieben, die Haltung der Scham adeln ihn und sein Werk. Es traf ihn, als er erkennen mußte, wie be-

denkenlos die große Mehrheit seiner Landsleute rasch wieder von historischer Größe und lukrativen Umsätzen schwadronierte. An ihrer Spitze ein Kanzler des Mittelmaßes, der auf geradezu kindliche Weise den in Deutschland stets so pathetisch beschworenen Zipfel des Mantels der Geschichte erwischt zu haben glaubte. Grass hat mit seinen Einwüfen zur Wiedervereinigung vielleicht nicht Recht gehabt, aber er stellte die richtigen Fragen. Das Gelächter der omnipotenten Realpolitiker über den »Illusionisten« und »Gutmenschen« war laut und selbstgewiß. Inzwischen haben sie allerdings leider nicht nur die Portokasse geplündert, sondern sind auf dem Wege, das Land zu ruinieren.

Siebzig wird er bald, und es waren Mühe, Arbeit, Streit, Zweifel und Niederlagen nicht umsonst. Günter Grass hat unsere Republik beeinflußt, wie nur wenige seiner Kollegen, schreibend und redend hat er uns immer wieder herausgefordert. Sein Widerstand blieb nicht ohne Echo. Seine Forderungen nach einem demokratischen Sozialismus haben sich nirgendwo erfüllt, sein Humanismus bleibt Utopie. Aber so ist es nun einmal mit den Steinewälzern, sie schweigen, wo etwas gesagt werden muß. »Da können wir doch nicht zusehen. Wenn wir auch nichts verhindern, wir müssen uns deutlich machen.«

Ein Glückskind ist er wohl auch, allen Disputen um seine Person und sein Werk zum Trotz. Denn in ihm verbindet sich hohe künstlerische Begabung mit ungewöhnlicher demokratischer Zivilcourage. Er hat sich schon zu Lebzeiten seinen Platz in der Literaturgeschichte gesichert. Seine Bücher schufen ihm finanzielle Freiräume – niemand schätze das gering! – und damit auch ein Stück Unabhängigkeit. Er wurde mit Preisen überhäuft, sein vieltausendseitiges Werk ist Gegenstand zahlloser Dissertationen, Monographien oder wissenschaftlicher Einzelstudien der internationalen Germanistik. Den wirklichen Preis für seine so außerordentliche Lebensleistung, für das ununterbrochene Anschreiben »gegen die vergehende Zeit« kennt er nur selbst.

Getrommeltes Blech

Eine Entfernung von Günter Grass

Auf die Frage, ob Günter Grass ein großer Autor sei, dürfte Herr B. seinerzeit geantwortet haben: »Ihr habt bereits entschieden. Ihr braucht einen großen Autor.« Doch das ist eine Mutmaßung über die Rolle unbesetzter Systemstellen im Leben deutscher Schriftsteller. Denn im Erscheinungsjahr der *Blechtrommel* 1959 geboren, begann ich Grass erst zu lesen, als das meiste schon entschieden und manches schon vorbei war: 1974 *Katz und Maus*, die Geschichte vom *Großen Mahlke*, ein starkes, vielleicht sein stärkstes Stück.

Danziger Trilogie

Katz und Maus als Urlaubslektüre, das war ein erster Vorgriff auf den epischen Kosmos einer Danziger Jugend, kleinbürgerlich eng zwar, doch eingefasst von weiten Horizonten: Leben vor Fluß und Küstenlandschaft, Welt von gestern und Kusinenerotik, große Ferien und Reichsarbeitsdienst, plastisch und ohne Tabus geschrieben, kurzum: ein Lichtblick in der deutschen Nachkriegsliteratur.

Hundejahre bot dann die erhoffte Weiterung, und *Die Blechtrommel* war eigentlich schon eine Enttäuschung, ein großer deutscher Historienroman, doch nicht frei von erzählerischer Penetranz, Oskar Matzerath genannt. Bei Grass konnte man sich ein Bild machen, von dem was unwiderbringlich vergangen war, konnte die allmähliche Verwandlung von Alltag in Geschichte verfolgen: frühe Ausprägungen, Antisemitismus und erste Schafstiefel. Als epischer *En-passant*-Didaktiker war Grass genial, solange sein gut abgehangenes Material das Konzeptionelle überwog.

»Von Horizont zu Horizont liefen die Deiche der Weichsel und hatten sich, unter Aufsicht des Deichregulierungskommissarius zu Marienwerder, gegen die hochgehenden Frühjahrsfluten und ge-

gen das Dominikswasser zu stemmen.« So oder ähnlich schien mir der Anfang der *Hundejahre* im Gedächtnis, doch die »Erste Fröhschicht« beginnt mit den Worten: »Erzähl Du. Nein, erzählen Sie! Oder Du erzählst. Soll etwa der Schauspieler anfangen? Sollen die Scheuchen, alle durcheinander?« Viele Wörter, zu viele Wörter, kaum mehr als Wörter, ein erzählerisches Drumherumgerede, das die Gefahr einer Verselbständigung in sich birgt.

Bisweilen hat man da schon den Eindruck, und später wird er sich verstärken, daß Günter Grass es mit der Ausstattung zu gut gemeint, daß er nicht müde wird, sein Erzählkonzept ausgiebig zu entwickeln, daß er es mit den Accessoires seiner Protagonisten recht arg treibt. Dies reicht von Oskar Matzeraths Blechtrommel über die Anhängsel, mit denen Mahlke den Blick von seinem Kehlkopf abzulenken sucht, bis hin zu Fontys in *Ein weites Feld* beständig erörterter Fontane-Ähnlichkeit.

Der Eddie Amsel der *Hundejahre* ist zunächst dick und sommersprossig, bevor er als »Goldmälchen« wieder aufersteht. Studienrat Brunies sückelt sich mit seinen Malzbonbons durchs Leben, solange es denn gutgeht. Walter Matern knirscht mit den Zähnen. Tulla Pokriefke mit ihrem Punkt-Punkt-Komma-Strich-Gesicht riecht aus allen Poren nach Tischlerleim und besteht nur aus »Haut, Knochen und Neugierde«. Was in den späten Werken marottenhaft erscheint, hat hier noch seine rechte Funktion: überbetonte Charakteristika und literarische »Mehrfachbelichtungen« verleihen der Welt der Danziger Trilogie eine komplexe Lebendigkeit, die Grass nie wieder erreichen sollte. Wohl nicht zuletzt deshalb, weil hier der Abstand zwischen Erleben und literarischer Gestaltung größer war als in allen anderen Werken, weil die Kontinuität ihrer Teile immer wieder aufgebrochen wurde: Geschichten und Lebens-

geschichten ziehen sich quer zur Roman- und Novellenhandlung durch sie hindurch. So heißt der eigentliche Schwerpunkt der Trilogie weder *Blechtrommel* noch *Hundejahre*, sondern schlichtweg Danzig.

Die Blechtrommel hatte Rezensenten und Germanisten bei ihrem Erscheinen Anlaß geboten, an die Tradition des Schelmenromans zu erinnern, an Rabelais und Grimmelhäuser, was immer dann vorzüglich fruchtet, wenn ein dickes Buch erschienen ist und irgendjemand »Schweinkram« schreit. Etwa jener soziolektisch bewanderte Dr. med. Müller-Eckhard, der in der KÖLNISCHEN RUNDschau von »einem Prostituiertenjargon« und von »Kaskaden einer trüben Schmutzflut« schrieb.

Einfach mögen durfte man Oskars Geschichte aber auch nicht, denn der junge Heinz Ludwig Arnold stellte 1963 im ersten Heft seiner Zeitschrift *TEXT + KRITIK* angesichts einer positiven Besprechung klar: »Solchen Sätzen merkt man an, daß ihr Verfasser die *Blechtrommel* göûtiert – das halte ich für falsch«. Ich muß also die Danziger Trilogie seinerzeit falsch, zumindest jedoch ohne den rechten Ernst gelesen haben – vielleicht, weil ich die Tore, die Grass einrennen mußte, längst offen fand. Und ich bekenne mich schuldig: Günter Grass ist mir zuerst und vor allem als ein großartiger Erzähler begegnet, über dessen formale Eigenarten und kritische Intentionen man nach Belieben hinweglas, wie man es ja auch bei Arno Schmidt tat, dessen formale Qualitäten ganz anderer Art waren.

Anders als der »Wortmetz« Schmidt ist Grass ein ausgebildeter bildender Künstler, der seine literarischen Werke auch graphisch begleitet hat. Freilich scheint mir sein Strich nicht immer sehr sicher und immer wieder aufs neue überarbeitet und ergänzt zu sein: eine beständige Akkumulation, in der sich Fülle bis zur Redundanz steigert, in der der Künstler beständig »anwesend« ist und zu jenen epischen Ausstattungssorgen tendiert, die sich schließlich verselbständigen – vor allem wenn Köchinnen oder Kochtöpfe in Reichweite sind. Und das leider vor allem auch dort, wo Grass sich der Gegenwart

annähert. Klein Oskar in Danzig, das ist eine Kunstfigur inmitten einer natürlichen Menagerie, die Aufmerksamkeit herbeitrommelt. Oskar in der Anstalt, das ist ein Appendix wie die *Continuatio Simplicissimi*.

Doch Oskar Matzerath, der blechtrommelnde Führer durch die sekretierten Kammern des deutschen Heimatmuseums, hatte seine Schuldigkeit bereits getan, als er mir begegnete. Er hatte Kritik und Leserschaft aufgeschreckt und seinen Autor ganz nach oben getrommelt: Da stand der nun, hatte sich für Willy Brandt und eine neue Politik engagiert, hatte Bücher wie *Örtlich betäubt* und *Aus dem Tagebuch einer Schnecke* geschrieben, Werke, denen man Engagement und Aktualitätsdruck anmerkte. Leider, denn mit großer Epik läßt sich schwer manövrieren. Und je näher Grass der unmittelbaren Gegenwart kam, desto mehr schien er sich mir zu entfernen.

Zum Abitur befand sich die Danziger Trilogie komplett in meiner Hand, wie auch der geduldig durchgelesene *Bull*, ein Werk, mit dessen Pikanterien – zwischen neolithischem Hordenschuß und moderner Gruppenvergewaltigung – sich Grass seinerzeit um die Belebung mancher Stehparty verdient gemacht haben dürfte. Nur nährte das dicke Buch schon den Verdacht, daß Günter Grass die Geschichte als eine Art episches Eintopfgericht ansah, das man gefälligst fressen sollte, weil er es auf den Tisch gebracht habe. Und je besorgter er in den folgenden Jahren wurde, desto größer wurde auch sein diesbezügliches Mitteilungsbedürfnis.

Eine gewisse Weltuntergangsstimmung machte sich breit; Bevölkerungsexplosion, Umweltverschmutzung, Nachrüstung schufen eine latent hysterische Stimmung. Man mußte *Die Rättin* oder *Zunge zeigen* dazu gar nicht mehr lesen, und Wolfgang Neuss riet zur Gelassenheit: »Bleib' im Land und werde Mutter / Günter Grass grüßt aus Kalkutta«. Solch lose Worte signalisierten: Günter Grass war unter anhaltender innerer Anteilnahme seiner Stammleserschaft in vielen Augen vom Großschriftsteller zum notorischen Hauptbedenkenträger mutiert.



Wahlkampf '69: Hammelkeule für SPD-Politiker Wischniewski

Foto: dpa

Und da er seinem künstlerischen Naturell nach eher zum breiten Ausmalen als zur eleganten Analyse neigt, kam er von dieser Rolle nicht mehr los. Zumal die Weltwende dann tatsächlich stattfand.

Unken-Perspektive

Mit der »Wende« von 1989 implodierte nicht nur der Ostblock, sondern auch jener semipolitische Spielraum zwischen Ost und West, in dem Schriftsteller und Schriftstellerverbände seit den sechziger Jahren hatten agieren können. Mit der »Gesinnungsästhetik« warfen die Feuilletonisten älterer Bauart auch gleich ihr lange gehegtes schlechtes Gewissen über Bord, und die jüngeren? Nun, zu denen gehörte ich da ja schon selbst...

Die Verbitterung, mit der Günter Grass auf die Wiedervereinigung reagierte, zeigte, wie stark dieser Schriftsteller von einem Politikverständnis der großen symbolischen Geste geprägt war, die Willy

Brandt mit seinem Warschauer Kniefall demonstriert hatte. Nur bedurfte diese Geste nicht allein guten Willens, sondern auch einer historischen Chance und vor allem jener enormen politischen Vor- und Kleinarbeit im Hintergrund, über die man von Grass eher wenig erfährt. Zudem haben sich die Verhältnisse inzwischen vollkommen gewandelt. Politische Gesten und Bitten um Vergebung gehören zum Standardgepäck der Staatsbesuche und sind wohlfeil. Die Wiedervereinigung ist es nicht, und angesichts einer totalen Mobilmachung des Kapitals, schwinden die Einflußmöglichkeiten der Politik.

Als Grass auf dem Berliner Parteitag der SPD am 18. Dezember 1989 einen »weitreichenden Lastenausgleich, fällig ab sofort und ohne weitere Vorbedingung« forderte, da ging das noch viel weiter über alle gebotene Skepsis hinaus als das Versprechen »blühender Landschaften«. Denn hier wäre es nicht um verlorene Besitztümer, sondern um nicht vor-

handene Chancen gegangen. Nach welchen Berechnungstabellen hätte man die ausgleichen können?

Und wenn Grass schon bald darauf in Tutzing dekretierte, »Wer gegenwärtig über Deutschland nachdenkt und Antworten auf die deutsche Frage sucht, muß Ausschwitz mitdenken«, so klang das wie eine Aufforderung an die Realität, uns doch bitte eine deutsche Denkpause zu gewähren. Groß war die Verärgerung, mit der Grass auf die Nichtbeachtung seines gutgemeinten Voluntarismus reagierte. Ärgerlich die Polemik, mit der er sich als *Præceptor germaniae* zu Wort meldete.

»Ich nenne, als allzu dienstwilligen SPIEGEL-Lieferanten«, schreibt der beizeiten dienstwillige, inzwischen weniger gefragte SPIEGEL-Lieferant Grass in seiner am 18. November 1992 in den Münchener Kammerspielen gehaltenen »*Rede vom Verlust*«, »die Gauck-Behörde, die, je nach Gusto, die Büchse der Pandora öffnet und so – gewiß ungewollt – die Arbeit des Staatssicherheitsdienstes der DDR fortsetzt: jetzt endlich zahlt sich der Fleiß des STASI aus, jetzt endlich wirkt sein Langzeitgift.«

Die Tücke dieser Behauptung konzentriert sich im »jetzt endlich«, das den posthumen Mißbrauch einer Institution, die Jahrzehnte lang offenbar nichts als Bürostühle unter Druck gesetzt hatte, durch deren angebliche politische Erben unterstellt. Mit anderen politischen Indizes ließe sich nach dieser Argumentationsfigur auch die juristische und wissenschaftliche Aufarbeitung der NS-Zeit als fortgesetzte Giftmischerei diskreditieren.

So scharf die Polemik, so naiv die Ratschläge. Zum Abschluß seiner *Rede vom Verlust*, die unter dem Eindruck der Morde von Mölln gehalten wurde, erinnert Grass an jene Zigeunerkapelle, die den Trauerzug Heinrich Bölls begleitete, und bricht eine Lanze für die Sinti und Roma: »Die Zigeuner sind überall in Europa zu Hause, sie sind, was wir zu sein vorgeben: geborene Europäer.«

Solche folkloristische Politromantik erscheint ebenso unzeitgemäß wie jene Fahrradrikschas, mit denen der Herr Chatterjee in *Unkenrufe* den Aufschwung

Osteuropas befördern will, denn nicht alle Sinti und Roma sind geborene Musiker, und viele Inder sitzen lieber am Computer als auf dem Fahrradsattel.

Unkenrufe, jene erzählerische Rückkehr nach Danzig, sprich Gdansk, aus dem Jahre 1992, ist dann schon der gescheiterte Spagat zwischen kleiner und großer Welt, zwischen Milieu- und Großschriftstellerei, den Günter Grass dann drei Jahre später mit *Ein weites Feld* im Blechtrummel-Format wiederholte. Sein Tonfall, die hausbackene Art seiner Protagonisten vermag die Welt der Wirtschaft und der Politik nur aus der Unkenperspektive zu erfassen, und das reduziert alles Urteilen auf Vorurteile und Verurteilung.

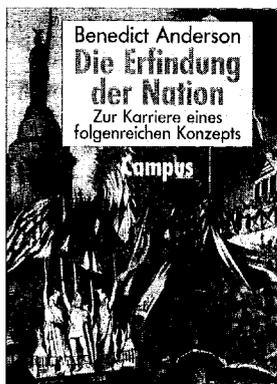
Als politischer Redner und Schriftsteller demonstriert Grass ein deutsches Kommunikationsproblem: Für Willy Brandt sei der Umgang mit Intellektuellen noch selbstverständlich gewesen. Gustav Heinemann habe bisweilen sogar Skat mit ihnen gespielt, was man ja gerne tut, wenn man einer Meinung ist. Doch wie Politiker denken, handeln und reden, wenn sie anderer Meinung und unter sich sind, hat Günter Grass nie glaubwürdig darstellen können. Und damit ist er kein Einzelfall.

So politisch und gesellschaftskritisch sich die deutsche Nachkriegsliteratur zeitweilig gegeben hat – eine halbwegs überzeugende Politiker- und Unternehmergestalt muß man darin mit der Lupe suchen. Dies gilt auch für jenen Roman, in dem Kanzler Kohl bisweilen mit mattem Witz als »regierende Masse« apostrophiert wird.

Haß gegen Härte

Als Grass im Frühjahr 1995 im Haus der Jüdischen Gemeinde zu Frankfurt erste Auszüge von *Ein weites Feld* preisgab, war der Andrang enorm, Reich-Ranicki voll des Lobes, doch hielt er sich ein Hintertürchen offen, indem er kundtat, daß große Schriftsteller auch große Fehler machen könnten. Einige Monate später zeigte er dann im SPIEGEL, was man davon zu halten habe, und plötzlich kursierte im

Themen der Zeit



280 Seiten · DM 34,-

Nationale Identität und ihre Symbole stehen höher im Kurs als je zuvor, doch um die theoretische Bewältigung des Nationalismusbegriffs steht es auffallend schlecht.

Benedict Anderson geht es in seinem Buch auch weniger um den historischen Nationalstaat, als vielmehr um die Idee, das Modell. So kommt er zu einem Verständnis von Nationalismus als kulturelles Erbe und gesellschaftliches Phänomen, das verschiedenen Interessen dient.

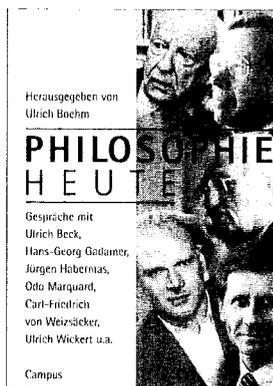
In Großbritannien unter dem Originaltitel *Imagined Communities* 1983 zum Klassiker geworden, liegt das Buch nun in einer erweiterten und aktualisierten deutschen Übersetzung vor.

223 Seiten · DM 38,-

»Philosophie ist, wenn man trotzdem denkt.« Odo Marquard

In zehn Gesprächen erörtern bedeutende Philosophen gemeinsam mit philosophierenden Zeitgenossen aus Politik, Medien und anderen Disziplinen Grundfragen der individuellen und gesellschaftlichen Existenz.

Ihre Themen lauten: Wozu Philosophie? - Gibt es letzte Gewissheiten? - Das Verhältnis von Geist und Natur - Über die Zeit - Ist Moral modern? - Was hält unsere Gesellschaft zusammen? - Sind wir wieder eine Nation? - Regiert das Recht die Politik? - Was den Menschen fehlt - Auf der Suche nach dem eigenen Leben.



346 Seiten · DM 29, 80

Intellektuelle und Schriftsteller haben sich seit der Aufklärung immer wieder als Lehrer und Gewissen der Nation begriffen und sind mit diesem Anspruch aufgetreten. Die deutsche Wiedervereinigung verschob alte Perspektiven und mischte die Karten im nationalen Diskurs neu. Intellektuelle suchen nach ihrem Platz in der Runde.

Das fundamentale Ziel dieses Sammelbandes ist es deshalb, an die literarischen Traditionen der nationalen Frage und dichterischen Entwürfe von »Kulturnation« und »Staatsnation« seit dem späten 18. Jahrhundert zu erinnern.

Campus Verlag
Frankfurt / New York

In- und Ausland die Parole von einer politischen Kampagne gegen Grass. Tatsächlich jedoch war die eigentliche Kampagne jener ungewöhnlich lange Vorlauf, den der Steidl-Verlag mit Vorabpräsentationen und zahllosen Leseexemplaren organisiert hatte. Dadurch wurde der Unmut der Kritiker so lange unter dem Deckel gehalten, bis das Hamburger Nachrichtenmagazin sein laxes Verhältnis zu Sperrfristen als pseudo-exklusives Donnerwetter inszenierte, während andere Zeitungen ihre Kritiken noch im Stehsatz zurückhielten. Daß der erste Präsentator dem geilen Drang zum Erstverriß nicht widerstehen konnte, mag man sehen wie man will. Inhaltlich gab es an seiner Kritik kaum etwas auszusetzen.

Schon die Konzeption dieses Romans führt in Aporien: Indem Grass seinen Romanhelden Fonty als aufs kleinbürgerliche reduzierte Fontane-Kopie anlegt, beschränkte er dessen Perspektive und Handlungsspielraum, nur um ihn gleichzeitig als Aktenbote in ein Zentrum des Geschehens zu versetzen. Zwar bedient sich Grass der Fontaneschen Biographie ausgiebig und kritisch, nur vermag er dessen Haltung ironischer Überlegenheit ebensowenig einzunehmen, wie den privilegierten Standort des märkischen Junkertums.

Die DDR wird abgewickelt, die kleinen Leute haben das Nachsehen, die »Schnäppchenjäger« aus dem Westen machen Kasse, und der von allerlei Nebenfiguren und Anekdotchen aufgeschwemmte Roman ächzt aus allen Nähten. Selten hat Grass versucht, so witzig zu sein, und das erweist sich hier als weise Zurückhaltung. Was aber geschieht, entspringt dem Wirken übelwollender, selbstsüchtiger Mächte, deren Welt uns letztlich verschlossen bleibt, auch wenn Aktenbote Fonty sich mit dem Chef der Treuhand im Paternoster unterhält. Daß dieser bald darauf ermordet wird, scheint dem Erzähler durchaus verständlich: »Wo Haß gegen Härte steht, liegt das Motiv auf der Hand«.

Solche Kurzschlüsse stimmen bedenklich und werden auch durch die Omnipräsenz des ewigen Spitzel *Hofstaller* nicht

aufgewogen, dessen Auftreten als Stasi-Repräsentant eher verharmlosend wirkt. Grass, der das politische Experiment DDR gerne unter anderen Bedingungen fortgeführt gesehen hätte, gibt sich hier, je nach Blickrichtung, als milder oder als unbittlicher Richter, der über die einen zu viel und über die anderen zu wenig zu erzählen hat. Aus solcher Unausgewogenheit, die mit Parteilichkeit wenig zu tun hat, entsteht keine große Epik mehr, sondern eher große Verstimmung auf beiden Seiten. Von der ursprünglichen Akkumulation des Materials in der Danziger Trilogie ist nur noch der Wille zum Großroman geblieben. Ein zu weites Feld.

HEINZ LUDWIG ARNOLD

Nicht nur »ein besser rhythmisierter und metaphorisierter Biertisch«

Nachdenken über Martin Walsers politische Sorgen

So gesellschaftskritisch sich also ein Schreiber auch aufführt, zuerst meint er doch immer sich selbst.“
Martin Walser, 1975

In seinen *Deutschen Gedanken über französisches Glück* hat Martin Walser 1990 geschrieben, sein Traum sei der »Roman als die Geschichtsschreibung des Alltags«. Er hat seinen Traum weitgehend realisiert: Vom ersten Buch *Ehen in Philippsburg* (seinem klarsten) über *Halbzeit* (sein gewichtigstes), *Jenseits der Liebe* (sein schmerzlichstes) und *Seelenarbeit* (sein bestes) bis zu *Finks Krieg* (seinem überflüssigsten) hat Walser diese Geschichtsschreibung des Alltags, die literarische Analyse der deutschen Mentalität und mentalen Verwandlung der Deutschen, seit den 50er Jahren betrieben. Dabei hat er sich als, wie das

einst hieß: engagierter Schriftsteller den Bewegungen der deutschen Geschichte dieser Zeit ausgesetzt und ist ihnen als Arbeiter auf dem Felde der öffentlichen Meinung gefolgt.

I.

Verglichen mit dem früh zum historischen Monument gewordenen Günter Grass ist Walser der Bewegungsmeister; wo Grass immer schon die einfachen Antworten hatte, artikuliert Walser gerade erst seine komplexen Fragen. Er ist der Schriftsteller, der am meisten in Konjunktiven denkt und formuliert, weil jeder Indikativ eine Festlegung bedeutet; ein Intellektueller, der, bevor er sich festlegt, jede denkbare Konsequenz durchprobieren möchte; der deshalb Romane schrieb, weil er sich in ihnen Raum dafür verschaffen konnte: *Halbzeit*, dieses Monstrum voller sich auslebender Sätze, ist das Grundbuch des Walserschen Charakters. In ihm hat er sich porträtiert: Anselm Kristlein, dem

schamlosen Konkurrenzkampf in der neuen Republik ausgesetzt, ist ein Leidender. In ihm, und von Gallistl bis zu Franz Horn, hat Walser Leidensdruck an Wirklichkeit und Mentalität der Republik formuliert bis an den Rand der exemplarischen Selbstabschaffung dieser Figuren.

Die hat Walser verhindert, indem er sie (vorerst) nicht wieder aufgenommen hat in sein Erzählprogramm zur bundesrepublikanischen Wirklichkeit. Mit neuen Figuren, Helmut und Sabine Halm und der verzweigten Zürnfamilie, denen sich die Gesellschaft in der Sache zwar ebenso entschieden, im Ton aber etwas versöhnlicher zeigt, wurde Walser dann endlich zu dem, was er auch sein wollte: ein nicht nur berühmter, sondern auch ein erfolgreicher Autor von Romanen, welche die Geschichte des west-, vornehmlich süddeutschen Alltags verzeichneten: und blieb, nimmt man seine letzten beiden Romane *Die Verteidigung einer Kindheit* und *Finks Krieg* davon aus, darin auch stets ein Porträtmaler eigener Befindlichkeit.

Am Bodensee mit Haushund Robi, 1987

Foto: dpa/Vetter



Wer Walsers Arbeitsweise kennt, weiß, daß ihr Autor seine Lebenswirklichkeit unentwegt beobachtet und notiert; gerade im ständigen Aufschreiben dessen, was ihm begegnet, hält er sie sich bewußt, um sich *kritisch* zu ihr verhalten zu können.

Man darf vermuten, daß ein Schriftsteller, der sich so in seinen Figuren spiegelt, die Lebensbrüche, die mit dem Personalwechsel seiner Romane signalisiert werden, für sich akzeptiert hat und sein Erfahrungspotential entsprechend den gewonnenen Erkenntnissen justiert, will sagen: sich nicht mehr auf alles und jedes so einläßt wie früher und als richtig Erkanntes auch »richtig« nennt.

II.

Das literarische Werk Walsers wurde von Anfang an begleitet von einem essayistischen, die Wirklichkeit kommentierenden Werk. Mehr als mancher andere, mit Ausnahme des quecksilbrig auf die Zeitverläufe reagierenden Hans Magnus Enzensberger, hat Walser auch unmittelbar auf die Zeit reagiert. Mit Recht aber hat er darauf aufmerksam gemacht, daß, wer einen Schriftsteller beurteilt, einen Unterschied machen müsse zwischen literarischem und essayistischem Werk.

Doch wer seine eigenen Gestimmtheiten so selbstverständlich zur Grundierung seines literarischen Werks und seine Stimmungen zur Ausstattung seines erzählerischen Personals nutzt, wird wohl kaum auf dem einen Feld so gänzlich anders empfinden als er auf dem anderen wahrnimmt und artikuliert – und so vermitteln sich denn auch in den Romanen, die Geschichtsschreibung des Alltags betreiben, die Meinungen des Geschichtsschreibers, die in seinem Alltag eine Rolle spielen: im Verhalten des Vertreters und Schriftstellers Anselm Kristlein aus *Halbzeit* und *Einhorn*, um nur ein Beispiel zu nennen, also auch die Erfahrungen und Meinungen des »Handlungsreisenden in Sachen Literatur« Martin Walser; und der ist »ja keine Puppe auf einer Nadelspitze, sondern ein Kreuzungspunkt und Produkt alles Gesellschaftlichen«.

Hier können freilich nicht alle Melodien der Walserschen Erlebenssymphonie angespielt werden. Ihre Grundmelodie wurde schon früh in der Hesse-Preis-Rede 1957 angeschlagen. Damals bestand Walser darauf, daß der Schriftsteller »ein Beobachter ist (...), aber ebenso notwendig ist es, daß er ein Mitleidender ist«. Zur Zeit von *Halbzeit*, 1960, beklagte er in der *Skizze zu einem Vorwurf* die Schriftsteller als »Idealisten ohne Ideale«, die sich »an ihrer Ohnmacht wärmen«, weil die Gesellschaft, der Staat, die Demokratie sie zwar brauche, aber nicht wolle. Walser aber *wollte* das Engagement des Schriftstellers, und zwar entschieden: 1967 verordnete er es sogar als »Pflichtfach für Schriftsteller«, freilich nicht mehr für parteipolitische Wahlkampfhelfer, sondern »ich persönlich möchte das Fremdwort lieber verwenden für Handlungen jener Außenseiter, die provoziert sind von der Teilnahmslosigkeit unserer Gesellschaft«.

Und Walser, dessen literarisches Werk ja ausgesprochenermaßen die Antwort ist auf von ihm empfundene gesellschaftliche Mängel, war häufig provoziert von dieser Teilnahmslosigkeit. Vielfältig sind deshalb die Formen und Anlässe seiner Engagements, denen der bloße Protest nicht genügte und die er in zahlreichen Aufsätzen bezeugte.

Ich will nur einer Melodie in dieser reich instrumentierten Symphonie folgen – einer, die noch nicht historisch geworden ist, der Deutschland-Melodie. Es ist eine durchgehende Melodie, die schon früh sich zur Geltung bringt.

1961 gab Walser den Band *Die Alternative oder Brauchen wir eine neue Regierung?* heraus, der erstmals Intellektuelle und Autoren im Votum für die Wahl der Sozialdemokratie versammelt. In seinem Vorwort schrieb Walser – und publizierte den Text später unter dem Titel – *Das Fremdwort der Saison* zur Wiedervereinigung: »Ich habe keine Güter in Mecklenburg, von Groß-Deutschland träume ich nur, wenn ich schlafe, also höchst unfreiwillig, und gar nicht selig(...)« Und *Ein deutsches Mosaik* von 1963 präludiert das nationale Thema mit den Sätzen: »Was wir

als Haut- und Haar-Deutsche anstellten, um uns endlich unserer Eigenart bewußt zu werden, ist bekannt. Seitdem möchte man am liebsten ein für allemal darauf verzichten, ein Deutscher zu sein. Da aber keiner freiwillig ein Deutscher ist, kann er seine Nationalität auch nicht mutwillig ablegen und so etwa der schmutzigen Geschichte entkommen.« Und endet mit dem Satz: »Je mehr Europa uns aufnimmt, desto angenehmer wird es, ein Deutscher zu sein«. 1967, in *Engagement als Pflicht-fach für Schriftsteller*, fordert er, der Deutsche Bundestag möge sich, statt ewig über die »Deutsche Frage« – eine »Dornröschenfrage« – zu debattieren, endlich der Vietnam-Frage zuwenden.

Das liegt alles auf der Linie, die damals von den »nonkonformistischen« Intellektuellen bezogen wurde – auch Walser waren andere Themen wichtiger: »Unser Auschwitz«, immer wieder der Komplex Vietnam, Divergentes und Konvergentes zu Demokratie und Kapitalismus usw. – die ganze Palette jener Fragen, die in den 60er Jahren für wesentlicher gehalten wurden als die Deutschlandfrage; vielleicht gerade weil deren preiswerte und folgenlose Beschwörung zur Grundausstattung der alles beherrschenden CDU-Politik gehörte.

Erst 1977 stimmte Walser diese Melodie auf eine neue Tonlage: »Der von Unbelehrbarkeit strotzende Slogan der Adenauer-Zeit hieß »Wiedervereinigung«. Der historische Effekt dieses konservativen Slogans war Verhinderung, Polarisierung. (...) Inzwischen spricht man von zwei Deutschländern. Auf beiden Seiten. Daß es diese zwei Länder gibt, ist das Produkt einer Katastrophe, deren Ursachen man kennen kann.« Und nun folgt der Satz, der den Mangel formuliert, aus dem Walsers »Wunschenken« in Sachen Deutschland resultiert: »Ich halte es für unerträglich, die deutsche Geschichte – so schlimm sie zuletzt verlief – in einem Katastrophenprodukt enden zu lassen.« Schlußfolgerung und Forderung: »Aber ich glaube, es existiert ein historisches Bedürfnis, das Katastrophenprodukt zu überwinden. (...) Wir dürfen, sage ich vor Kühnheit zitternd, die BRD sowenig aner-

kennen wie die DDR. Wir müssen die Wunde Deutschland offenhalten.« Das Thema gewann hinfort an Intensität.

Bald darauf formulierte Walser seine veränderten Gestimmtheiten auch literarisch in anderen Figuren: Gallistl, der einst stellvertretend für seinen Autor Solidarität an der Seite der DKP gesucht hatte, war längst verabschiedet, die Nähe zur DKP durch realistische Einsicht erledigt. Nun trat mit Helmut Halm im *Fliehenden Pferd* der sympathisch gelassene, jeder Ideologie abhold, etwas angepaßte Mittelstandsintellektuelle ins Werk ein. Walser rückte damit erstmals auf die Bestsellerlisten, seither kam zum literarischen Ruhm auch der materielle Erfolg.

Er fiel zusammen mit einem Paradigmenwandel in der deutschen Gesellschaft: Die 68er Generation war, wo nicht im Terrorismus verendet, mit dem Marsch durch die Institutionen befaßt, die Brandtsche Aufbruchseuphorie war dem Schmidtschen Pragmatismus gewichen, und Walser rückte erstmals öffentlich ab von älteren Positionen, schrieb am 1.9.1979 in *Händedruck mit Gespenstern* als Antwort auf »die Reaktionen anderer (,die) ihn ihm (Walser) als »linken Intellektuellen« vorgestellt (haben)«: »Seine Meinungen und er sind einander ein bißchen fremder geworden. (...) Viel von seinem Bewußtsein ist in diese veröffentlichten Meinungen nie eingegangen.« Es lohnte sich, dieser Behauptung eingehender hinterherzufragen: warum so und warum jetzt? – ich muß es hier beim Zitat belassen.

Jedenfalls markiert der Text einen Umschwung. Denn das Deutschland-Thema, das er wieder aufnimmt, wird nun argumentativ verstärkt durch die Verknüpfung mit einem anderen Thema, das ihn zugleich, und wiedereinander, beschäftigt in einer Arbeit mit dem Titel *Auschwitz und kein Ende*. Darin Sätze wie: »In Auschwitz arbeitete unsere ganze Gesellschaft mit. (...) Wir sind die Fortsetzung. Auch der Bedingungen, die zu Auschwitz führten.«

Die Argumentationsfigur, die so entsteht, ist ein Konstrukt: Wir nehmen die Teilung Deutschlands hin, weil wir darin unsere historische Bestrafung für Auschwitz (an)erkennen. Und stoßen uns

damit zugleich von der Nation ab, die solches verschuldete: »Das heutige Individuum hat sich von der Nation emanzipiert. Das Individuum ist Gesellschaftsmitglied und läßt bewältigen. (...) Das Bewältigen gehört in jene Arbeitsteilung, die Auschwitz ermöglichte. Ins Delegiersystem.«

Somit kämen die diametral entgegengesetzten Positionen von Grass und Walser aus derselben Wurzel: Grass lehnte den vereinigten deutschen Nationalstaat ab, weil der »Einheitsstaat« Auschwitz ermöglichte; Walser will ihn, weil erst die deutsche Nation als ganze die Schuld Auschwitz wirklich annehmen kann: »Schlimm genug, daß wir nur durch Schlimmstes, durch die Auschwitz-Schuld auf unsere Gemeinsamkeit hingewiesen werden können.«

Diese Überzeugung grundiert alle politischen Äußerungen Walsers zu Deutschland und zur deutschen Nation: Wir fliehen eine Schuld, die wir nicht bewältigen können, weil sie nicht vergeht, indem wir unsere nationale deutsche Identität leugnen. Denn erst sie ermöglichte das konkret sich bekennende Einverständnis mit uns selbst und unserer Geschichte, und deren Schuld ebenso wie Verdienst, weil die schuldig gewordene ungeteilte deutsche Nation der historische Ort ihrer Verantwortung ist.

III.

Allmählich kommt es mir vor, als hinge meine Existenz davon ab, recht zu haben. Entweder oder. So trainiert man sich ein in eine Grammatik des Besserwissens, die sich reduziert auf den Modus des Indikativs.

Martin Walser, 1969

Die eben entwickelten Gedanken bestimmen auch Walsers Rede von 1988 *Über Deutschland*. Doch wegen ihres indikativisch verkündeten Irrationalismus geriet sie in massivste Kritik. Ein komplexes Urteil baute sich auf; zwischen 1989 und 1994 folgten einige Artikel und Reden Walsers, die von *Deutschen Sorgen* handelten oder am *Vormittag eines Schriftstellers* polemisch nachdachten über das

Meinungsgewerbe und ihre Statthalter, die ihn verfolgten mit »Sätzen, die man da und dort selber gesagt hat«.

Das Bemerkenswerte an Walsers Münchner Rede *Über Deutschland* war, daß das »Wunschdenken«, das aus ihr sprach: die deutsche Teilung müsse überwunden werden, gut ein Jahr später erfüllt wurde und Walsers heftig kritisiertes »Geschichtsgefühl« den pragmatischen »Vernünftigmachern der Teilung« ein historisches Schnippchen schlug.

Das Meinungsgetöber anlässlich dieser Rede hier noch einmal aufzuwirbeln, ist mir zu billig. Ich subsumiere es einem Satz von Walser aus einem Gespräch mit mir im Jahre 1972: »Ich glaube nämlich, nach meinen Erfahrungen mit Schriftstellern, daß unser Beitrag, wenn er direkt politisch sein will und über unsere eigenen berufsspezifischen Fragen hinausgeht, meistens ein besser rhythmisierter und metaphorisierter Bierisch ist.«

FRITZ GÖTTLER

Der Wasserburger Patient

Martin Walsers postmodernes Parlando

Martin Walser zu rühmen, bin ich bestellt«, hat Marcel Reich-Ranicki, gutgelaunt, wohlwollend, einst geschrieben, »Martin Walser zu loben, bin ich, glaube ich, berechtigt und vielleicht sogar berufen – und nicht obwohl, sondern eben weil ich ihn oft auch getadelt habe.«

Nun denn, man hat Walser zum Liebling der deutschen Kritik gemacht, gerade weil sie ihn immer wieder kräftig gebeutelt hat. Keines anderen deutschen Schriftstellers, so Doktor Reich-Ranickis Diagnose, hat sich die literarische Öffentlichkeit mit ähnlicher Inbrunst angenommen: »Ja, die seine Arbeiten begutachteten, erinnerten bisweilen an geduldige, fürsorgliche Ärzte, die sich um das

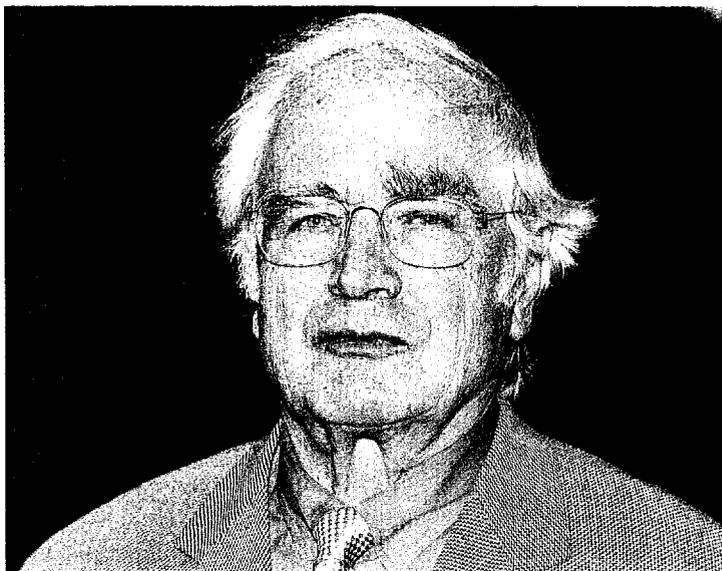
Bett eines Patienten scharen – und schon ihren Blicken ließ sich ablesen, daß es sich leider um einen höchst bedenklichen Fall handelt, der aber zugleich auch außerordentlich bemerkenswert und keineswegs hoffnungslos scheint.«

Geduld, Fürsorglichkeit... Ein bedächtiges Kopfschütteln spürt man im Text des Kritikers. Walser will kopfnickend gelesen werden, notierte Thomas Steinfeld in seiner Besprechung unlängst in der FAZ. Lauter körperliche Leserreaktionen – Rudimente des pädagogischen Gestus, wie er jenem bürgerlichen Zeitalter eigentümlich war, dem es um Urteile ging, um Klassifizierung, nicht unbedingt um die nun vielbeschworene Lust am Text.

Wie lustvoll darf man, wie ernst muß man Walser lesen? »Plappernd wurde er«, so nochmals Reich-Ranicki (der Walser immerhin ein eigenes kleines Taschenbuch gewidmet hat), »einer der erfolgreichsten deutschen Romanciers, der intelligentesten Essayisten, der scharfsinnigsten Bürger dieses Landes und der originellsten Intellektuellen weit und breit.«

Plappern gehört durchaus zum Handwerk, und bevor einer bei diesem Urteil auf die falschen Gedanken kommen könnte, hier eine kleine Passage von Barthes, aus der *Lust am Text*.

»Da kann man nichts machen: die Langeweile ist nicht einfach. Von der Langeweile (gegenüber einem Werk, einem Text) befreit man sich nicht mit einer verärgerten oder abschüttelnden Geste. So wie die Lust am Text eine ganze indirekte Produktion voraussetzt, so kann sich auch die Langeweile keiner Spontaneität rühmen: es gibt keine aufrichtige Langeweile: wenn mich der Plappertext persönlich langweilt, so liegt das daran, daß ich



Kinoerzähler Martin Walser, naiv und pubertär

Foto: AKG/Bruni Meya

in Wirklichkeit den Bedarf nicht mag. Aber wenn ich ihn mögen würde (wenn ich irgendeinen mütterlichen Appetit hätte)? Die Langeweile ist nicht weit von der Wollust entfernt: es ist die Wollust, wie man sie von den Ufern der Lust aus sieht.«

Hier geht es nicht um einen weiteren Befund, was folgt, ist keine neue Diagnose. In meiner Jugend habe ich Bücher wie die *Halbzeit* oder das *Einhorn* verschlungen, atemlos, dann, zu Beginn des Literatur- und Geschichtsstudiums kam ein Wechsel ins andere Fach, zum Kino, und seitdem versuche ich beides neben- und miteinander zu betreiben. Es war nicht leicht, nach der Literatur mit dem Kino umzugehen, aber dann hat die dort praktizierte Politik der Autoren radikal geholfen, einen neuen Begriff von der Literatur zu entwickeln. Alfred Hitchcock und Howard Hawks wurden unsere neuen Lehrmeister, Fritz Lang und Jean Renoir, und auch, heute ein wenig ins Abseits geraten, Anthony Mann, mit seinen Shakespearewestern, *The Man from Laramie*, *Bend of the River*, *The Last Frontier*.

Bend of the River taucht nun bei Walser wieder auf, in der *Verteidigung der Kindheit*, ein wenig verzerrt, unter falschem Titel – aus der Meuterei ist ein

deutscher Überfall am Schlangenfluß geworden. Der Film gehört zu dem Kino, das dem jungen Dorn geholfen und ihn geprägt hat, und es kommt mir nicht unwesentlich vor, beim Lesen des Romans Erinnerungen an den Film zu aktivieren.

Vielleicht liegt es an einer solchen Verbindung zum Kino, daß ich Walser schon immer anders lese, auf Nebentöne höre, auf all das, was nicht direkt, nicht eigentlich gesagt ist. »Das im Kopf ist alles andere als ein Bild. In einem Kopf kann nichts stehenbleiben. Was drin ist, ist nicht nur in Bewegung, es ist Bewegung.«

Ganz unglaublich, gleichsam postmodern dieser Anfang eines kleinen Textes. Ich liebe diesen abseitigen Walser, hätte ich jetzt beinahe geschrieben, den apokryphen, den unberechenbaren, aber dann ist mir gekommen, daß es nichts Apokryphes gibt in diesem Werk. Keine Trennung in die Haupt-, die anerkannten und die Neben-, die verrissenen Werke. Und keine Teilung in Literatur und politisches Engagement.

»Tatsächlich, schrie der Thomas Münzer, kann Gottes Wort hier nicht bestehen, bevor nicht Unkraut und Frechheit eines gedichteten Glaubens ganz ausgerottet sind. Wir sollten alle ausgerottet werden, alle, die Bilder brauchen, Gedichtetes. Wir, die der vollen Dunkelheit unseres Bewußtseins Bilder abringen zum Vergewissern, Sich-freuen, Sich-erkennen, wir, die, ein Bild ans andere fügend, Geschichte festhalten, und, immerzu nach hinten schauend, weitergehen.«

Bei solchen Sätzen fällt die Annahme leicht, der Schreiber müsse irgendwie beeinflusst sein vom Kino, dem populären, amerikanischen – weil anders ein lebendiges Schreiben vielleicht heute nicht vorstellbar wäre. So kann ich mir auch einen Kinogänger, einen Kinoerzähler Walser vorstellen, einen naiven, pubertären, der sich die Vitalität seines Schreibens durch diese Quelle erhält. Der einer Hingabe fähig ist, zögernd vielleicht, mit ein wenig intellektuellen Skrupeln, aber dennoch ungeniert, wie sie viele deutsche Autoren nicht schafften, Böll und Lenz, Arno Schmidt und Hochhuth.

Die Meuterei am Schlangenfluß ist also unentbehrlich bei der mühseligen *Verteidigung der Kindheit*, und der Titel des Films genügt, um den Helden Dorn in ein eigentümlich schönes Licht zu tauchen, und eine Verbindung, Verwandtschaft gar stellt sich her zwischen dem Mann vom Bodensee und seiner Figur aus Dresden und den amerikanischen Pionieren, zwischen der Mühsal der Jugend und Karriere in den beiden Deutschlands und dem unerschlossenen Norden Amerikas. Ein Berührungspunkt, kaum wahrnehmbar, aber die Geschichte hätte verloren, wenn er nicht da wäre.

Walser also als ein intellektueller Naiver, und wäre da nicht der eigene provinzielle Touch, würde man vielleicht an Joe Mankiewicz denken, den amerikanischen Drehbuchautor/Regisseur, der immer gejamert hat über die Prostitution, die das Hollywood-System ihm bedeutete. Auch Mankiewicz ist in der *Verteidigung der Kindheit* präsent, als Regisseur der *Barfüßigen Gräfin*.

»Die junge Frau hatte nach der *Barfüßigen Gräfin* gesagt, es wundere sie, daß jetzt niemand ausspreche, wie Alfred diesem Schauspieler gleichsehe. Wie der heiße? Humphrey Bogart. Komischer Name, fand sie, aber die Ähnlichkeit! Das schmale Gesicht, die forschenden Augen, mild und doch nicht nur mild, der zugeklebt wirkende Mund. Der Mund ist überhaupt das Ähnlichste der beiden. Oder hat jemand Alfred schon mal lachen sehen? Sie nicht. Nur dieses nicht zustandekommende Lächeln. Das ist ihr durch diesen Schauspieler überhaupt erst klargeworden, warum Alfred nie lacht. Mit so einem Mund, der sogar beim Sprechen eher zubleibt als aufgeht, kann man nicht auch noch lachen. Schon Lächeln sieht bei so einem Mund aus, als sei es zuviel verlangt.«

Er mag eine farblose Persönlichkeit sein – sagen die einen von Walser – und seine Ansichten manchmal sehr verändert, daneben aber immer wieder erstaunlich perpetuiert haben. Das alles ist nur Reflex der alten Schwierigkeiten, die Kritiker immer noch mit dem Begriff des Autors haben.

Modern ist an Walser nicht, wie er sich neuesten intellektuellen Richtungen und Argumenten angepaßt, diese modifiziert, bisweilen vorweggenommen hat – wie er an die Wiedervereinigung glaubte, als alle sie aufgeben wollten, wie er sorglos seine eigene Sicht des terrorisierten Victor Klemperer liefert: Beispiele für Konsequenz, für Sturheit und Intelligenz.

Walser hat die literarische Kritik immer polarisiert, hin- und hergerissen zwischen einem Himmelhochjauchzend und Zutodebetäubt. Oft war es den Kritikern zu wenig, ihm beim Verfertigen der Gedanken zuzuschauen – wobei er nie ans Ende kommen, fertig werden konnte.

(Zur Etymologie des Wortes: »Adjektiv ›bereit, beendet, erschöpft«. Das nur im dt.-nl. Sprachgebiet belegte Adjektiv ahd. *Fartig*, *fertig* ›beweglich, flüchtig, bereit‹ (9./10. Jh.), mhd. *vertec*, *vertic* ›bereit, tüchtig«, mnd. *verdich*, mml. *vaer*-, *veer*-, *verdich*, nl. *vaardig* ist eine Ableitung von dem unter *Fahrt* (s.d.) behandelten Substantiv und bedeutet ursprünglich ›zur Fahrt, zum Gehen bereit, gerüstet«, dann ›bereit, rüstig«, schließlich ›zu Ende gearbeitet, gebrauchsbereit, ausgeiff‹.)

Modern ist Walser, weil er als Autorenindividuum nicht mehr zu packen ist. Was auch darin sich manifestiert, daß seine Helden als Persönlichkeiten nicht funktionieren. Kein walterspezifisches Dilemma, natürlich, sondern eins des Romans überhaupt, des Erzählens im Zeitalter der Reproduzierbarkeit, der Simulation und des Kloning. Die großen Erzähler des vergangenen Jahrhunderts haben uns bestens darauf vorbereitet, und die unseres Jahrhunderts selbst sind nur noch ausführende Organe –

ein Phänomen, das erstaunlicherweise ignoriert wird in Rolf Vollmanns vielgepriesenem neuen Roman-Verführer.

Martin Walser ist demnach unser Meister der Nivellierung. Er macht Schluß mit dem Unfug des literarischen Klassensystems, der blöden Unterscheidung von E- und U-Literatur. So daß sich manchmal seine intellektuellen, seine politischen Bemerkungen lesen wie aus Illustriertenromanen, seine munter sprudelnden Monologe und phantastischen Assoziationskaskaden wie unerbittliche psychologische Analyseprotokolle.

Anthony Mann's »Meuterei am Schlangenfluß« mit James Stewart (h.) und Arthur Kennedy wiedergefunden in Walsers »Verteidigung der Kindheit«

Foto: Cinetext



Noch ein Stück Walser vom Rande. »Zuerst war es ein Traum wie alle Träume. Eine Frau erschien, so groß wie der Kölner Dom, das Portal offen. Schafe flüsterter der Wiese was ins Ohr. Gestürzte Bäume trugen meinen Namen. Gesunkene Schiffe tauchten auf und erzählten Tiefseemärchen. Also ganz das Übliche. Dann aber eben Dali. Das war eine Sensation. Dali rüttelt mich auf, rüttelt mich durch. Als Dali mich durchrüttelt, hatte ich das Gefühl, ich klirre. Jetzt fangen Sie doch endlich an, sagte er, rief er. Sonst sterben Sie, bevor Sie angefangen haben. Ich wußte sofort, was er meinte. Im Traum ist man ja unheimlich schnell im Bilde. Man weiß sofort und genau, was gemeint ist. Deshalb gibt es nichts Überflüssigeres, nichts Lächerlicheres und Zerstörerischeres als Traumdeutung.«

Malen Sie das Jahr 2000 heißt der Text, ein Traumtext, also ein politischer Text. Am wohlsten fühlt der Verfasser sich, wenn er ohne Rücksicht nicht nur auf die politisch korrekte Ansicht, sondern auch auf Punkt und Komma schreiben darf. Wollust prägt seine Texte, in mehrfachem Sinne, Lust an der Sprache, die durchaus herrlichen Schwulst produzieren darf. Und den Umschlag, bisweilen, von Präzision in Pedanterie nehme ich gern dabei in Kauf. Die Lust am Wort, das heißt bei Walser auch immer Mimikry. Mit Mimikry geht die *Halbzeit* an, Mimikry ist wie ein »Pantarei« der deutschen Nachkriegszeit. Erregend ist in seinen Texten der Ikonoklast, bewegender aber der bildverliebte Walser, der Sprachgewaltige. Ich muß einfach immer auch ans Kino denken, wenn ich Phrasen lese wie die aus dem unbekanntem *Sauspiel*.

Ans Kino denken, aber auch: an den Surrealismus. Walser betreibt *écriture automatique*, der einzige vielleicht, der es radikal in Deutschland macht, seit Jahrzehnten schon. Und sicher auch, sicher gerade dann, wenn er von der Politik spricht, dabei das Allgemeine durcheinanderbringt mit dem Persönlichen. Automatisches Schreiben, das ist das Gegenteil zur Analyse, aber es schließt diese natürlich nie aus.

Ein Museumsbesuch. »Schon aus Angst. Bloß nicht stehenbleiben! Bloß nicht erstarren, bloß kein Bild! Weiter! Das denkbar Schlimmste: etwas beherrscht dich, du kannst an nichts anderes mehr denken. Bloß nichts anbrennen lassen. Dürer, ja. Aber weg damit. Schon im Museum, die Angst, im Anschauen zu erstarren.

Dem von sich selber gemalten Maler in die Augen schauen und dann nicht weiter wissen! Es würde helfen, wenn man auf dem Bild mit allen zehn Fingern Klavierspielen dürfte, und sei's eine Tonleiter. Oder die Eva streicheln. Oder dem immer schon ganz erschöpften Christus wenigstens einen Dorn aus der Krone ziehen. Das einzige, was erlaubt ist: der Dialog.«

Maja-Gespräch heißt der Text über einen Besuch im Prado, er ist weder Dialog noch Monolog – im strengen Sinne. Zwischen den beiden Genres siedelt Walser seine besten Texte an, durch diese Platzierung werden auch seine schlimmsten Plotten aufregend. Ein kunstsinniger und – kritischer Text, aber auch ein Beispiel für jenes Schreiben-Sprechen-Denken, das Literaturhistoriker als inneren Monolog klassifizieren.

Eine wahrhaft moderne Suada, ein postmodernes Parlando: in dem die Imagination des 20. Jahrhunderts, verkörpert von Literatur, Kinematographie, Psychoanalyse, sich zu erkennen gibt. Am Ende taucht doch etwas wie der Autor wieder auf, als definitive Fiktion. Auch darin ist das Werk von Walser exemplarisch. »Als Institution ist der Autor tot: als juristische, leidenschaftliche, biographische Person ist er verschwunden; als ein Enteigneter übt er gegenüber seinem Werk nicht mehr die gewaltigen Vaterrechte aus, von denen die Literaturgeschichte, der akademische Unterricht und die öffentliche Meinung immer wieder zu berichten hatten. Aber im Text begehere ich in gewisser Weise den Autor: ich brauche seine Gestalt (die weder seine Darstellung noch seine Projektion ist), so wie er meine Gestalt braucht (außer wenn er »plappert«).« (Roland Barthes, *Die Lust am Text*)

Tiny approaches

Über den sklerotischen Akademismus in einigen Kunstsparten

Für ihre Arbeit erfand er einfach eine andere Rubrik, »Tiny, tiny approaches«, nannte er das. »Annäherung an was?«, fragte sie zurück. Er zögerte einen Moment und zuckte die Schultern. »Dann wären es ja keine mehr«, sagte er trocken. Sie stutzte. »Paß auf«, sagte sie, »sonst stimmen wir noch in irgend etwas überein.« »Grauenhaft«, nickte er. Anne F. Goertz, »Leslies Apartment«

Die böse Wahrheit stammt nicht von einem Verächter unseres intellektuellen Lebens, sondern von einem seiner Repräsentanten. Es war der (gerade abgetretene) Vorsitzende des Verbandes Deutscher Schriftsteller, Erich Loest, der bekannte: »Zur Zeit können wir auf keinen in der Welt gefragten, heiß begehrten deutschsprachigen Dichter verweisen (...) wir müssen uns mit kleinen Brötchen begnügen«. Es ist Flaute. Wieso?

Loest selbst nennt drei erwähnenswerte Gründe: Zu selbstquälerisch, zuviel Nabelschau, zuwenig welthaltig. Dann allerdings biegt er in die Politik ab: Die deutschen Obermotzen nähmen »Vertreter des deutschen Geistes« niemals auf ihre Reisen mit. Ach Gott. Siegfried Lenz wäre auch dann kein Garcia Marquez, wenn er im Troß des Kanzlers durch die Welt rumpelte.

Von der jungen Erzählerin Anne Felicitas Goertz stammt der programmatische Begriff *Tiny approaches*. Ihre intensiven Stimmungsbilder aus New York (in dem Band *Leslies Apartment*), diese am Wendepunkt unklar werdenden Alltagserzählungen sind (bewußt) Miniaturen. Sind die Hinwendungen zur Minimal Art, der Zugriff auf die Spatzen, die man in die Hand kriegt, der Stolz auf die Präzision, mit der man belangloses Material bearbeitet, der Grund für den sklerotischen Akademismus in einigen Kunstsparten? Drei Beispiele.

I.

Botho Strauß, der prominenteste Noch-Nicht-Siebziger, schickt aus der Uckermark Notizen zu Schwalbenflug, Kindermund und Abendland-Verderben. Keine Geschichten, kaum plastische Figuren, natürlich keine Politik und kein historischer Hintergrund, kein Anflug von Diagnose, sondern die Abwendung ins Privatissimum. Was immer auf der Welt passieren möge, der Autor blickt in die eigene Seele und auf sein Kind.

Nun muß man in der Literatur selbstverständlich verschiedene Sprachspiele, verschiedene Poetiken, verschiedene Annäherungsweisen an die Welt akzeptieren. Wenn Strauß also als »Kopist« als »Schriftfortsetzer« Stil und Ideen aufklärungskritischer Religionsphilosophen und Sprachmagier wie Johann Georg Hamann (1730–1788) oder Franz von Baader (1765–1841) im Stil »produktiver Imitation« weitertragen will, ist das sein gutes Recht. Soll er sich in sein einsames Haus setzen, seinen kleinen Sohn großziehen, den Schritten seiner alten Mutter nachhören, Zwiegespräche mit der Natur halten und »das Allgemeine« als Feind betrachten. Gelegentlich fällt der Bericht über ein Sterben, die Beobachtung eines Bussardflugs, eine Kritik des Vulgären und Deformierten ab, die auch den Andersgestimmten berühren. Seine Lebensstimmung, Philosophie und Welthaltung sollte man niemandem verübeln. Selbst wenn die Absonderung von der Moderne radikal praktiziert wird (Strauß: »Ich verstehe eine nicht-irrationale Intelligenz nur mehr als Geräusch«) könnte sie »neue Gattungen des Bemerkens« produzieren.

Nicht aber, wenn die angebliche Abweichung vom Zeitgeist im Rückgriff auf die ödeste und abgeschmackteste Kulturkritik aus dem Ungeist der deutschen Innerlichkeit besteht. Bei Botho Strauß geht es zu wie bei einer leicht modernisierten

Hedwig Courths-Mahler; es wimmelt von Hirten, Greisinnen, Mägden, Zisternen, goldenen Ringen, Goldannern. Die Beschwörung »übersinnlichen Wissens« und »ländlicher Mysterien« ist der Afterphilosophie von Blut und Boden ebenso verwandt wie die Verachtung der Menschen als »Fernseh-Troglothythen« der pädagogischen Trivialliteratur. Frauen müssen, wenn sie bei Strauß etwas gelten sollen, »Tröge heben«; sollten sie aber mit Computer-Mäusen arbeiten, wird ihnen vorgehalten, daß sie von ihren Händen nur die »äußersten Spitzen« verwenden – und die »kraftlos«. Die Technikkritik Martin Heideggers und Friedrich Georg Jüngers wird erbarmungslos auf die einfachste Formel gebracht: »Alles ist künstlich und künstlich erzeugbar«. Wir leben in »gewissenlos-findigen Zeiten« – Trost nur bei Mutter Grün. »Und die Eiche sagt, was das Rauschen der Walnuß eingab.«

Die Strauß-Gemeinde wird gegen solche Argumente zwanzig »schöne Stellen« anführen, Formulierungen über Räume, die wie abgedankte Könige in alten Festgewändern stehen oder kühle Morgen, die im Mittagslicht verdampfen. In der Tat, diese Stellen gibt es. Es gibt aber genauso, wie beim »anschwellenden Bocksgesang« die grammatikalische Katastrophe. Im neuesten Buch eines der bekanntesten Schriftsteller Deutschlands steht – man sollte es nicht glauben – der Satz: »Die Kühe haben wieder dieses tiefe Stehenbleiben, in dem sie verdauend auf das Wetter fühlen, wie es kommen wird.« So etwas wäre Ernst Wiechert nicht passiert.

Zum Teufel, warum haben wir 1997 nur schwächere Ausgaben zweitrangiger Autoren wie Ernst Wiechert?

II.

Helmut Dietls Film *Rossini* ist erfolgreich, viel besprochen, amüsant. Mehrere ineinander verflochtene Geschichten werden plausibel erzählt, die »Wirklichkeit-Vorspiegelungsmaschine« Film (Patrick Süskind) wird perfekt bedient, die Sache ist nicht langweilig, was will man mehr? Und doch schreibt Thomas Assheuer in der ZET: »Alle Rätsel sind gelöst

und alles ist verhext. Keine Sehnsucht, keine starken Gefühle, keine Überzeugungen ... Dieser Deutsche will nichts mehr glauben, nur noch wissen: Wer schlief mit wem? Sonst ist alles gesagt«.

Natürlich, man versteht es durchaus: Im Genre Episodenfilm durfte man die Dreiecksgeschichte Dichter/Filmproduzent/schöne Frau nicht allzu stark ausleuchten; auch um den Preis, daß der »komplexe Charakter dieser unglückseligen Frau« (Süskind) im Dunklen blieb. Um Millionen ins Kino zu holen, konnte man auf Kalauer nicht verzichten, obwohl man sich das vorgenommen hatte. Und natürlich, die Münchener Schickeria ist nicht Deutschland. Aber was, zum Teufel, ist schon Deutschland? Das Ziel war etwas „Kleines, Elegantes, ein Menschenfilm, ein Schauspielerfilm«. Muß man sich inzwischen schon entschuldigen, wenn man sich begrenzte Ziele setzt und sie dann auch erreicht?

Man muß nicht. Aber Jan Swēraks Film *Kolja*, eine Parabel auf das russisch-tschechische Verhältnis, wird bei den Tschechen wie ein Bericht zur Lage der Nation gesehen. Die NATO-Osterweiterung kommt direkt nicht vor; es geht um einen Cellisten, der ein paar Monate lang ein russisches Kind betreut. Trotzdem behauptet die Prager Filmkritik, der Film verkörpere die »Essenz des Tschechentums«. Was verkörpert die »Essenz des Deutschtums«, was immer das auch sei?

Vielleicht *Schindlers Liste* von Steven Spielberg. Jedenfalls ist das die wichtigste deutsche Geschichte, die lange in einem Film erzählt worden ist.

Von einem Amerikaner.

III.

Peter Handke wenigstens kann man nicht vorwerfen, daß er sich mit *Tiny approaches* zufrieden gäbe. Seine »Zurüstungen für die Unsterblichkeit« sind ein »Königsdrama«. Es geht um das »neue Gesetz«. Zwar endet das Stück – *tiny, tiny* – im »Zitronenfalterlicht«. Ein »lieber Kömmling« (so nennt man im Volksmund von Handkes Völkern gelbe Schmetterlinge) wird erwartet. Und dann »ein für allemal Friede, menschliche Unsterblichkeit«.



Szene aus dem Münchener Kultfilm »Rossini«: Mit Jan Josef Liefers, Gudrun Landgrebe, Götz George, Heiner Lauterbach und Mario Adorf
Foto: Cinetext

Wobei das Ende offen bleibt. Eine »Raumverdrängerrotte« wartet schon. Ist das nicht wenigstens »welthaltig«?

Ja, Handke greift auf Menschheitsthemen zu. Allerdings ohne mit einer Fabel etwas zu beweisen, ohne sich auf Realität einzulassen, ohne dem Theater das zu geben, wovon das Theater lebt: Von saftigen Rollen. Bei ihm spielen Abstraktionen die Hauptrollen: »Das Volk«, »Die junge schöne Wandererzählerin«, »Die Flüchtlingin«. Sie reden poetisch daher, Belege liefern sie nicht. Mit Peter Handke kehrt das deutsche Drama zum Schäferspiel zurück. Gerhard Stadelmaier in der FAZ: »Es gibt in diesem Drama eigentlich kein Drama und schon gar keine Handlung, nur eine Jahrhundertende-Botschaft, die sich vor dem Jahrhundert mit gespreizten Fingern abwendet. Der Dichter als König führt die Welt empor zu Licht und Gesetz. Der ganz normale Größenwahn«.

IV.

Was sind Sujets der diesjährigen Neuerscheinungen? Die Irrfahrt eines jungen

Mannes mit seiner geisteskranken Schwester von Deutschland nach Holland (Peter Henning, *Tod eines Eisvogels*). Die Welt aus der Perspektive eines gliederlosen Todgeweihten (Heiko Michael Hartmann, MOI). Die panische Qual zwischen Krankheit und Gesundsein (Bettina Galvagni, *Melancholia*). Wie sagt Ulla Berke-wicz in *Zimzum* »Panik ist das einzig authentische Gefühl, über das wir noch verfügen.« Gleichzeitig läuft eine Nachricht über die Ticker: Immer weniger deutsche Bücher werden übersetzt.

Der Verleger Wolf Jobst Siedler und der Journalist Frank Schirmmacher haben gelegentlich die These vom *Loch* vertreten: Wie es zwischen dem Tod Goethes und dem Erscheinen der Romane Fontanes in Deutschland keine bedeutende Literatur gegeben habe, so sei auch nach dem Tod Thomas Manns, Gottfried Benns, Bert Brechts in diesem Land die schöne Literatur ins Hintertreffen geraten. Zynisch gesagt: Der beste Roman aus der Mitte des 19. Jahrhunderts ist Karl Gutzkows *Wally, die Zweiflerin*. Welche deutschen Romane der

letzten 20 Jahre sind stärker als *Wally, die Zweiflerin?*

Natürlich sind solche Thesen allzu handgeschnitzt. Heinrich Heine und Anette von Droste-Hülshoff bleiben in der Theorie vom »Loch« unerklärt, dazu 20 bedeutende Texte unterschiedlicher Genres. Dasselbe gilt für die letzten 40 Jahre. Zum Beispiel für die Werke von Arno Schmidt und Thomas Bernhard, für *Katz und Maus* und *Die Blechtrommel* von Grass, für *Das fliehende Pferd* von Walser, die Lyrik Enzensbergers und Rühmkorfs und manches andere. Trotzdem sitzt die Frage Siedlers und Schirmmachers wie ein Stachel im Fleisch. Könnte es sein, daß diejenigen Menschen der deutschen Gesellschaft, die überhaupt einen Teil ihres Lebens mit den absonderlichen Deutungsversuchen und Spielangeboten von »Kunst« verbringen, ihre affektiven und kognitiven Bedürfnisse inzwischen schlicht mit etwas anderem befriedigen als mit Romanen, Filmen und Theaterstücken?

Karl Heinz Bohrer, der Reichsvertreter der ästhetischen Weltauffassung, ruft inzwischen das Ende der bürgerlichen Gesellschaft aus. Schuld seien die »gegenwärtigen Medienbedingungen«. Das Lesermilieu des Bildungsbürgertums verschwinde. »Das ist das letzte Gefecht.« Der Ästhetizist zieht sich hochmütig in die Alpenfestung einer »Theorie der Trauer« zurück. Er kann mit Baudelaire leben.

Die deutsche Umbruchgesellschaft aber nicht. Die »Medienbedingungen« sind eine faule Ausrede: sie sind besser als in den 30er oder 50er Jahren. Die Bildungsbeteiligung ist höher, die Programmvielfalt größer, die Dominanz der Anbieter geringer. Die *Punkt-an-viele*-Struktur der Fernsehgesellschaft wird durch den Computer in eine *Punkt-zu-Punkt*-Struktur verwandelt; immer mehr Leute verschaffen sich einen Rückkanal. Und es kann auch keine Rede davon sein, daß der verdammte Pöbel nur Grisham und Crichton liest: Garcia Marquez, Vargas-Losa, Thomas Pynchon, E. Annie Proulx, auch Patrick Süskind finden Millionen von Lesern. Daß sich für das, was Thomas Steinfeld in Deutschland den »Modernis-

mus der dritten Generation« nennt, keine Gemeinden finden, liegt an der fehlenden Lebensbedeutsamkeit dieser Art von Kunst. George Steiner spricht im übrigen von der »byzantinischen Vorherrschaft des sekundären und parasitären Diskurses gegenüber dem Schöpferischen«.

Es ist ein Kommunikationsproblem. Der Literaturkritiker müßte, sagt Julian Gracq eigentlich Auskunft darüber geben, warum die Lektüre eines bestimmten Buches ihm ein Vergnügen bereitet, das durch kein anderes zu ersetzen ist. Der einsame Reich-Ranicki tut das auch; er sagt Gick und Gack; daher sein unglaublicher Erfolg. Ansonsten aber ist das literarische Leben der Nation geprägt von stockiger Binnenkommunikation. Ein Berliner Roman nach Döblins *Alexanderplatz?* »Trübster Inhaltsrealismus«, sagt Karl Heinz Bohrer. So »zerfällt das Lesermilieu«. Es ist herzerreißend; also ab zu den »ländlichen Mysterien«, ab ins »Zitronenfalterlicht«.

Im Grunde könnte einem die ganze Chose egal sein. Die deutsche Literatur? Eine kleine Branche; lest die Latein-Amerikaner. Der deutsche Film? Ein müder Rest, Leo Kirch sorgt schon dafür, daß Fred Zinneman immer verfügbar bleibt. Betho Strauß, so kann man den *Fehlern der Kopisten* entnehmen, verachtet Bert Brecht und Woody Allen. Halten wir uns einfach an die.

Das Problem ist nur das Mißverhältnis zwischen der wachsenden Macht und der schwindenden Ausdrucksfähigkeit der Deutschen. Das wichtigste Plakat im englischen Wahlkampf war das Bild des kleinen Tony Blair auf dem Schoß des großen Helmut Kohl. Wie lange können wir, von der eisernen Ration aus großer Vergangenheit zehrend, die politische Klasse einfach laufen lassen? Wie lange können wir uns mit Brecht oder Doderer darüber trösten, daß es keine Gegenwartsliteratur gibt? Wie lange halten wir es aus, daß unsere Wissensklasse teils greint teils schweigt?

Der Beitrag erschien in gekürzter Form am 23. Mai in der »Woche«.

Nashörner verjagen

Für eine kleine Literatur

Wenn Sie heute eine Zeitung aufmachen, lesen Sie fast nur irgendwas vom Thomas Mann. Jetzt ist der schon 30 Jahre tot, und immer wieder, ununterbrochen, das ist ja nicht zum Aushalten. Dabei war das ein kleinbürgerlicher Schriftsteller, ein scheußlicher, ungeistiger, der nur für Kleinbürger geschrieben hat.

Thomas Bernhard, 1988

Es ist nur die müde, flüchtige Bewegung einer Hand, die den Dichter tötet. Weil der Kaiser Augustus, so erzählt es Christoph Ransmayrs Roman *Die letzte Welt*, die Rede des Ovid im Stadion zu den sieben Zufluchten verschlief, verweigerte dieser ihm die üblichen Demutsbezeugungen. Als ein Berichterstatter Augustus am nächsten Tag mit Ovids Fehl konfrontiert, ist der Imperator ganz von der rohen, urzeitlichen Kraft eines Nashorns fasziniert. Kein Ort, keine Zeit für Literarisches. »Ohne ein Wort, nur mit einer jähen knappen Handbewegung, die kaum heftiger schien als das Abschütteln einer Stubenfliege, hatte Augustus den Berichterstatter unterbrochen und war dann ganz in den Anblick des Nashorns zurückgesunken. Eine flüchtige Bewegung Seiner Hand. Es war genug.« Die gelangweilte Geste wird dem Hof tatsächlich genug sein. Sie wird den Dichter der *Metamorphosen* verbannen nach Tomi, in die eiserne Stadt, Tomi, das Kaff am Ende der Welt.

Großkritik oder:

Das literarische Schafott

Der Kaiser ist der Großkritiker. Mit nur einem Wink kann er den bedeutendsten Dichter seiner Zeit vernichten, ohne ihn gehört, natürlich ohne ihn gelesen zu haben.

Heutzutage gibt es immer noch Großkritiker. Im *Literarischen Quartett* bei-

spielsweise sitzen einige, jener Sendung, von der man glaubt, Thomas Bernhard persönlich habe sie erfunden. Man verfügt mit einem eingespielten Set von zwei Redewendungen, drei Klischees und vier Naivitäten über Literatur. Keine Nuancen gibt es hier, keine Verunsicherungen oder Verstörungen, letztlich vielleicht nicht einmal Literatur, sondern das Kritiker-Tribunal als medialen Showdown. High Noon in der Alten Oper. Das fängt schon mit der Auswahl der Texte an. Literatur, das ist hier ausschließlich der Roman. Schlechte Zeiten für Lyrik und Drama. Das Prinzip ist: Daumen hoch oder Daumen runter, der literarische Gladiator hat die Großkritiker mit seiner Darbietung unterhalten oder, das Schlimmste an einem Buch, gelangweilt.

Und weil diese Kritik selbst so groß ist, sucht sie nach wahrhaft großen Autoren. Und dies ist ihre Lieblingsthese und ihr Lieblingsklischee: Es gibt zur Zeit keine große deutsche Literatur. Jetzt wo die Heroen der Nachkriegsschriftstellerei, die ja selbst auch schon nicht so gut waren wie Thomas Mann, langsam hinwegsterben, sind nur noch die postmodernen Spiel- und Schmuttelkinder geblieben, Krisenstimmung. Goethe, murmelt die Großkritik dann nostalgisch, und seufzt: Thomas Mann. Den neuen *Zauberberg* möchte man, wenigstens aber eine *Blech-trommel*, auch wenn Ranicki die damals verriß. Literatur-Geschichten werden halt auch immer nachträglich erfunden. Kurz: Man wünscht den großen Gesellschaftsroman. Aber, so jammert die Großkritik, diesen großen Roman gibt es ja nicht mehr, weil es keine großen Autoren mehr gibt. Abhilfe schaffen, obwohl jeder weiß, daß heutzutage nur noch Rennpferde und Fußballspieler genial sind, könne da nur ein vom Himmel fallendes Genie.

Denn dem von der Großkritik gewünschten großen Gesellschaftsroman entspricht natürlich ein Autorentypus:

der Großschriftsteller. Das ist der Meister mit dem moralischen Weltwächteramt, der Dichter mit der Antenne für das ganz Andere, dem selbst dieses unterm poetischen Zauberhändchen noch zum Wunder gerinnen möge, auf daß er uns unsere ganz eigene Geschichte erzähle, wie wir sie noch nie vernommen.

Neuerdings lamentieren die Großkritiker, und Peter Glotz schließt sich ihnen in diesem Heft an, daß die deutsche Literatur sich in einer Krise befinde, die nur noch vergleichbar wäre der zwischen Goethes Tod 1832 und den Texten Fontanes. Als Ausnahme läßt Glotz Heine und die Droste-Hülshoff gelten.

Das klingt so schön griffig. Und dies Theschen weht ganz prima mit dem momentan eh beliebten apokalyptischen Wind. Aber: So wenig die Literatur heute in einer Krise ist, so wenig war sie es damals. Nach Goethes Tod erschienen 1833 *Die Freier* von Eichendorff, zwischen 1834 und 1837 schrieb Georg Büchner *Der Hessische Landbote*, *Dantons Tod*, *Lenz*, *Woyzeck* und *Leonce und Lena*, die wenig später erschienen, 1835 erschien Bettina Brentanos *Goethes Briefwechsel mit einem Kinde*, 1838 *Die Herrmannsschlacht* von Christian Dietrich Grabbe, 1839 *Des Lebens Überfluß* von Tieck, 1840 Heines *Der Rabbi von Bacherach*, 1841 Hoffmann von Fallerslebens *Die unpolitischen Gedichte*, und so weiter und so weiter mit einigen *Parerga und Paralipomena* von Schopenhauer. Wahrhaft glückliche Krise der Literatur das.

Es ist bei all dem Lamento folglich an der Zeit nicht nur für ein Plädoyer für eine kleine Literatur, sondern auch für eine Gegenwartsliteratur, die man gar nicht rehabilitieren, sondern nur entdecken muß.

Kleine Literatur oder: Historische Unmöglichkeiten und Medienkonkurrenzen

Was aber ist überhaupt eine kleine Literatur? Goethe und Büchner, das ist ein sehr schönes Beispiel für den Unterschied zwischen einer großen und

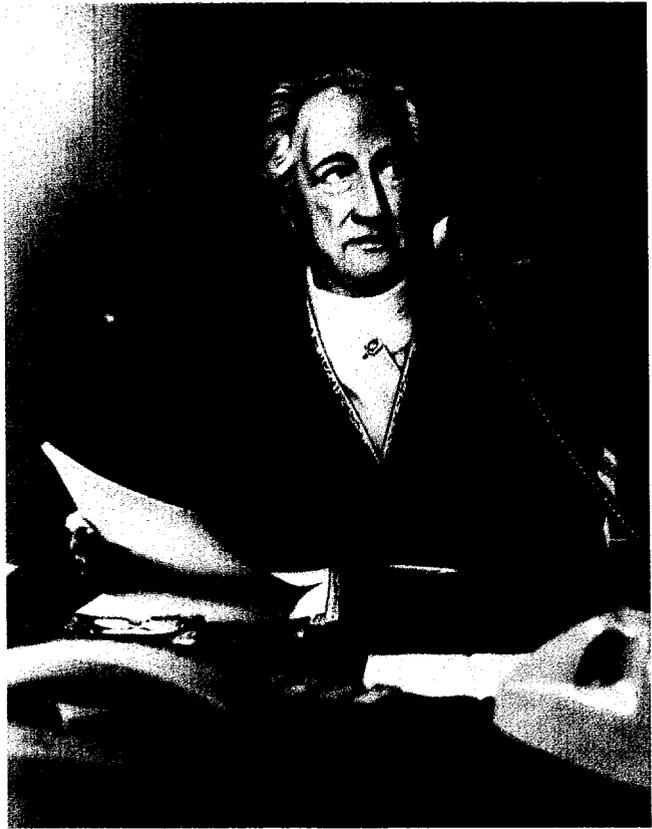
einer kleinen Literatur. Während im *Faust*, dem »völlig gescheiterten Versuch eines schreibenden Größenwahnsinnigen« (Bernhard), noch Gott und Teufel um *den* Menschen wetten, es also kurzum um alles geht, wird im *Woyzeck* nur mehr die Geschichte eines kleinen Soldaten erzählt, der seine untreue Geliebte umbringt.

Eine kleine Literatur, so sagen die Franzosen Deleuze und Guattari, die diesen Begriff geprägt haben, geht von der Unmöglichkeit aus, daß man noch so schreiben kann, wie man es einmal getan hat. Daher sucht sie sich »die Möglichkeit eines Auswegs, einer Fluchtlinie«. Weil sie nicht staatstragend sein kann und will, ist eine kleine Literatur eben lieber anarchisch und subversiv. Die kleine Literatur, das ist eine Literatur der Minoritäten, die in die Fremde geht, nomadisiert, sich Hals über Kopf davonmacht.

Warum aber besteht überhaupt die Notwendigkeit, literarische Fluchtlinien zu entwerfen, subversiv und also »klein« zu erzählen? Der erste Grund liegt in der historischen Verunmöglichung des großen Romans. Robert Musil läßt Ulrich, seinen Mann *ohne Eigenschaften*, einmal bemerken, »daß ihm dieses primitiv Epische abhanden gekommen sei, woran das private Leben noch festhält, obgleich öffentlich alles schon unerzählerisch geworden ist und nicht einem »Faden« mehr folgt, sondern sich in einer unendlich verwobenen Fläche ausbreitet.« Musil zog bereits 1930 aus dieser Einsicht in die Fragmentierung und Unerzählbarkeit von Welt die Konsequenz, einen radikalen Anti-Roman zu schreiben. Einen Roman, dessen Titelfigur keine Eigenschaften hat, in dem Handlung derart reduziert ist, daß man ihn als eine große Allegorie des Stillstands bezeichnen könnte, der fast schon programmatisch Fragment geblieben ist.

Daß Welt derart unerzählbar geworden ist, hat bei Musil wenig mit geschmacklerischem Weltblick, aber alles mit den technischen und medientechnischen Innovationen seiner Zeit zu tun, die der Naturwissenschaftler Musil auf höchstem Niveau reflektiert.

Heute ist die Medienkonkurrenz des Buchs durch Kino, Fernsehen und Elektronische Medien natürlich noch größer geworden. Einst, als das Buch noch das Leitmedium war, entstand das Phantastische der Bibliothek im Schein der Lampe zwischen den Buchstaben und dem Auge des Lesers. Die Einbildungskraft konnte langsam die Schriftzeichen in Bilder wandeln und so ein Kino im Kopf des Lesers in Gang setzen. Bücher waren (auch) Massenmedien, die audiovisuelle Sinnlichkeiten halluzinierten. Das Buch ist aber längst nicht mehr das Leitmedium, und die Kategorie der Einbildungskraft hat im medientechnischen Zeitalter schlichtweg ausgewirtschaftet, weil Bücher Medien wie Fernsehen und Kino als Effektproduktionsmaschinen hilflos unterlegen sind. Das Kino kann seine Bilder des Realen und Imaginären



Großschriftsteller Goethe am Telefon

Foto: Deutsche Immobilienfonds AG

direkt auf die Netzhaut des Betrachters projizieren und so neurologische Kurzschlüsse erzeugen. Ein Buch kann das Reale eines Körpers immer nur aus den Buchstaben auferstehen lassen, im Film ist es technisch speicher- und abrufbar.

Es stellt sich also die eine Frage: Wie kann man erzählen in einer unerzählerischen Welt, die zudem von anderen Medien als dem Buch bestimmt ist? Wer so tut, als könne man immer noch so schreiben wie Thomas Mann, welthaltig halt, chronologisch möglicherweise, dabei noch die »Essenz des Deutschtums« (Glötz) findend, der läuft eben Gefahr, ein bißchen zuviel zu wollen.

Die drei hervorragenden Texte, die wir im folgenden als Beispiele für eine »kleine« Gegenwartsliteratur vorstellen, sind in zweifacher Hinsicht interessant: Zum einen reflektieren sie, indem sie erzählen, den prekären Status des Erzählens

selbst, zum anderen zerstören sie jene Fiktionen, durch die eine große Literatur sich auszeichnete, nämlich den Autor, die Geschichte und die erzählte Welt.

Drei Texte also als Beispiele für eine sehr wichtige Gegenwartsliteratur, als Belege aber auch für die schöne These des Literaturwissenschaftlers Jochen Hörisch: »Stets endende und nie ankommende Literatur wird auch unter den neuen Medien, die die Lage bestimmen, nicht aufhören aufzuhören«.

Thomas Hettche oder: Das Verschwinden des Autors

In seinem letzten Roman *Nox* (Suhrkamp 1995) wählt der 1964 geborene Thomas Hettche die Nacht des Berliner Mauerfalls zum Thema. Bei Hettche kostet dieses Ereignis der Desorientierung als chaotischer Angriff auf die etablierten

Sinngebungsmuster dem Autor buchstäblich Kopf und Stimme. *Nox* beginnt mit dem Tod des Autors, dem von einer Geliebten die Kehle durchschnitten wird. Die folgende bizarre Schilderung der Nacht wird getragen allein von der ortlosen Stimme des in Verwesung begriffenen Erzählers, der seinen eigenen Auflösungsprozeß permanent beschreibt.

Für Hettche muß der Autor sein altes Selbstbild aufgeben, sich als Sinnstiftungszentrum und Herr über das (Buch-)Geschehen zu betrachten. In *Nox* wird der verwesende Körper des Autors, losgelöst von den Versuchungen sinnproduzierender Erinnerung, befreit von den Versuchungen erzählerischer Intentionalität zum Resonanzraum für die Geräusche, Diskurse und Geschehnisse der Stadt: »Nur wenn man tot ist, hört man, wie in einer Stadt alles die Steine zerfrißt. Nun den Dingen gleich, öffnete die Stadt sich hinein in meinen Kopf«.

Kann man als Erzähler nicht mehr der Diktierende der Ereignisse sein, muß man wenigstens – ähnlich wie in Kafkas *Strafkolonie* – das Blatt Papier sein, in das die Ereignisse sich einschreiben.

Wie Hettche dieses Verschwinden des Autors sich imaginiert, das verdeutlicht sehr schön eine Anekdote, die Hubert Winkels in seinem neuen Buch *Leselust und Bildermacht* über eine Autorenlesung von Hettche berichtet: Während einer Grazer Lesung, in der Hettche aus seiner Textcollage *Inkubation* vortragen sollte, ließ der eine Kassette abspielen, auf der sein Text, durchzogen von Geräuschen, von diversen Sprechern deklamiert wurde. Unter diese technische Wiedergabe des Textes mischte Hettche dann seine eigene Stimme.

Diese Anekdote ist eine schöne Illustration einer kleinen Literatur. Es ist nicht mehr der geniale Großschriftsteller, der kraft der Autorität der eigenen Person das aus dem Inneren geflossene schriftstellerische Herzblut mit Leib und Seele deklamiert. Der Autor ist nur mehr eine Inszenierungsfigur in einer technischen Klanginstallation, als Stimme, die sich einem Stimmengeflecht einfügt, Teil einer maschinellen literarischen Verkettung.

Ulrich Woelk oder:

Das Verschwinden der Geschichte(n)

Dem 1960 geborenem Physiker Ulrich Woelk ist das primitiv Epische, von dem Musil redete, gänzlich abhanden gekommen: »Ich sehe nicht, wie der Anfang einer Geschichte zu bestimmen ist, deren Ende man nicht kennt«, heißt es auf der ersten Seite seines Romans *Rückspiel* (Fischer 1993), und: »Egal. Irgend etwas gibt es immer zu erzählen, und wenn es nur ein Bild ist, die Sonne, die eine Handbreit über dem Horizont steht, durch die Heckscheibe in den Wagen scheint und einen Schatten vor uns ausrollt, den wir über die Autobahn schieben«.

Auf der Autobahn sind Woelks Figuren zumeist, natürlich auf der Flucht (»Klar bin ich auf der Flucht. Sind doch alle«), auf der Suche nach einer Geschichte wie Johannes Stürmer, der in *Rückspiel*, ebenfalls im Berlin der Wiedervereinigungszeit, nach alten Ereignissen und Erinnerungen recherchiert.

Oder wie Jan beispielsweise, der Protagonist der *Amerikanischen Reise* (Fischer 1996). Jan ist Besucher. Nicht nur in Amerika, wo er seine Freunde Walter und Kristin besucht, auch in seinem Leben. Das ist für Jan eine Art freischwebender Optionsraum, wo man sich von Station zu Station weiterbewegt. Doch plötzlich sitzt Jan nach einem Ehestreit zwischen Walter und Kristin mit ihr im Wagen. »East oder West?«, fragt Jan. »West«, sagt Kristin, und Jan merkt, daß ohne sein Zutun eine Geschichte begonnen hat, an der er beteiligt ist. Während sie ziellos fahren, läßt Jan seine biographische Anordnung des unbeteiligten Beobachtens willentlich kollabieren. Einmal will er auf's Ganze gehen, einmal eine eigene Geschichte haben, sich einmal die große Liebe einreden.

Doch auch in God's Own Country geht die Fahrt nicht ins Gelobte Land, sondern nur in die Badlands. Jan schläft mit Kristin. Jetzt hätte ihre Geschichte enden können, meint Jan, doch das Leben geht halt weiter. Jans Sehnsucht, »das ganze Leben lasse sich in einem Augenblick

verdichten und für immer festhalten«, ist eine Illusion, von der er eigentlich schon immer wußte, daß sie eine ist. Kristin kehrt zu Walter zurück. Jan wird wieder Beobachter.

Ulrich Woelk kann seinen Figuren keine eigenen Geschichten mehr schenken, weil sie immer zu spät kommen und nur in bereits vom Kino und der Literatur erzählten Geschichten ihre Plätze einnehmen. Die Geschichten sind erzählt, die Zeit der großen Gefühle und Ereignisse ist halt vorbei, und für Jan ist das durchaus gut so. Denn das Leben hat zwar keinen Sinn, aber seine angenehmen Seiten. Das Leben, meint Jan, sei schon ganz o.k. In jedem Fall besser als sein Ruf.

Und auch Johannes Stirner im *Rückspiel* merkt, daß die Geschichten geschwunden sind, geblieben ist ihm der Akt der Aufzeichnung des Verschwindens selbst: »In mir ist nur noch ein weißes Blatt, auf das ich systemlos schreibe, was ich für den Augenblick zu fassen kriege. Und alles endet in dem Moment, in dem ich die Finger von den Tasten hebe«.

Herbert Genzmer oder:
Das Verschwinden der Welt

Verweigert Woelk seinen Figuren eine Geschichte, so gönnt ihnen Herbert Genzmer nicht einmal das, was man gemeinhin als Welt bezeichnet. Welt wird bei ihm von den Aufzeichnungssystemen der Neuen Medien absorbiert. In *Das Amulett* (Suhrkamp 1993) beispielsweise erweist sich die zuvor erlebte Realität der Figuren schließlich als Teil eines Computerspiels. Fügt man die Anfangsbuchstaben der einzelnen Kapitel von *Das Amulett* zusammen, ergibt sich die für Genzmer programmatische Sentenz: Verschwinde im Nichts.



Genzmer, gerastert, an der Zigarette

Foto: Andreas Pohlmann

An einem *Freitagabend* (Suhrkamp 1988) bereiten sich vier Menschen zum Ausgehen vor. Namenlos sind sie und ohne Geschichte, Genzmer erzählt in völliger Lakonie, wie sie baden, rauchen, trinken, essen, Drogen nehmen, sich anziehen, sich lieben und hassen. Als sie endlich das Haus verlassen wollen, ist – möglicherweise – die Welt um sie herum verschwunden: »Ich sagte, da draußen ist nichts mehr. Fragt mich nicht wieso, auch nicht, was da genau ist, aber da ist absolut nichts. Eine Wüste oder Mondlandschaft, aber das wäre ja eben noch etwas, eben eine Mondlandschaft...nichts, nichts, nichts, NICHTS! Schlamm! Herrgott, alles ist weg, was vorher da war. Versteht ihr?«

Man versteht durchaus nicht, denn die Texte des 1952 geborenen Genzmer sind Texte der Verstörung, weil Genzmer ohne Erklärungen, Distanzierungen, Subjektivierungen oder moralische Stellungnahme schreibt.

In seinem zuletzt erschienenen Roman *Letzte Blicke, flüchtige Details* (Insel 1995) berichtet Genzmer mit der Kälte

und Indifferenz eines unbeteiligten Beobachters die Geschichte des jungen Mörders Alex Oliver Thon, der eines Tages grundlos und lächelnd seine Eltern tötet. Auf seiner ziellosen Flucht wird er von einem obskuren Mann, dem »Schatten«, in ein Spiel auf Leben und Tod verwickelt. Es folgt ein literarisches *Roadmovie*, das wie ein Film von David Lynch ist. Genzmer läßt die Geschichte ohne Logik und Erklärung konsequent alptrauhhaft in die Katastrophe treiben. In *Letzte Blicke, flüchtige Details* verschwindet das, was einmal authentisches Welterleben war, in einer Welt, die als Videoclip erlebt wird. Welt ist in den elektronischen Medien, die sie einmal aufzeichneten, aufgegangen. Der Mörder und seine unterwegs aufgegebene Sexbegleitung stilisieren ihr Leben nach den Vorbildern aus Werbung und Popkultur. Smells like teen spirit. Es besteht kein Unterschied mehr zwischen einem realen Mord und einem im Videospiel. Ob Sex, Mord oder Kommunikation, das Handeln von Genzmers Figuren folgt ganz der Devise, die Travolta in *Pulp Fiction* zum Kult machte: Was immer du tust, tu es cool.

Letzte Blicke, flüchtige Details endet in einem fulminanten Showdown auf den Klippen von Sagres, dem westlichsten Punkt Europas. Europa verlassen, heißt sterben, auch Collard und Nooteboom ließen ihre Helden in Sagres sterben. Doch Genzmer erzählt noch den Tod des jungen Mörders als Zitat und überblendet in die chamoisfarbene gerasterte Welt der C&A-Werbung, young collection.

Die Texte von Hettche, Woelk und Genzmer, das sind Experimente, die, lakonisch, lustvoll und intelligent, Erzählstrategien einer unerzählerischen Welt erproben. Die Großkritiker jedoch, versunken in den Anblick der urzeitlichen erzählerischen Kraft, sie werden weiter murmeln: Krise Goethe Mann. Und wenn jemand theoretisch denkt, bevor er schreibt, werden sie die Belästigung durch solch postmodernen Unfug mit einer müden, flüchtigen Handbewegung hinfortwischen. Aber wie schon Thomas Bernhard sagte: »Das ist doch der Reiz, daß die dann sagen: bäääh.«

Kontrovers

FRIEDHELM BOYKEN

Die TED-Gesellschaft

Eine Replik auf Ulrich Pfeiffer

Peter Glotz kündigt im Editorial (Heft 5/97) Ulrich Pfeiffers Artikel *Eine Partei der Zeitreichen und Immobilen* als Böllerschuß an. Bei näherer Betrachtung entpuppt sich der »Böllerschuß« als bloße Knallerbse. Pfeiffers Diagnose der Partizipationsdefizite greift zu kurz und seine als Therapie empfohlenen Konzeptionsvereine, die den Zeitlosen und Mobilien die Beteiligung an politischen Willensbildungsprozessen ermöglichen sollen, stellen auch keine originär neue Idee dar; vielmehr ist die gesellschaftliche und politische Realität längst viel weiter. Aber der Reihe nach.

Pfeiffer stellt zu Recht fest, daß die Organisationsstruktur der SPD strukturalistisch ist und die, wie er sie nennt, Zeitreichen und Immobilen in unserer Gesellschaft bevorteilt. Benachteiligt würden Freiberufler, Manager, Spitzenbeamte und Erwerbstätige in technisch anspruchsvollen Berufen, weil sie halt wenig (Frei-)Zeit hätten und sehr mobil, also wenig ortsansässig seien. Im Gegensatz zu Pfeiffer kommt der Politikwissenschaftler Wolfgang Rudzio zum Ergebnis, Selbständige seien in den Parteien überrepräsentiert (nicht gerade in der SPD, doch aber bei den bürgerlichen Parteien). Das diffizile Feld der Partizipation ist so einfach nicht zu beackern. Indes hat Pfeiffer recht, wenn er auf Partizipationsunterschiede hinweist. Dieses Problem betrifft alle Parteien und gesellschaftlichen Organisationen, es ist kein SPD-spezifisches.

Insgesamt gesehen ist die Bundesrepublik eine Mittelschichtrepublik. Die »oberen Zehntausend« beteiligen sich relativ zu wenig. Die politische Soziologie weist aber ebenso klar nach, daß sich auch die Verlierer unserer Gesellschaft, das untere Drittel unserer Zweidrittel-Gesellschaft, die traditionelle Klientel der SPD, zu wenig am politischen Geschehen beteiligt. Bei den meisten hapert es schon daran, überhaupt wählen zu gehen. Pfeiffer blickt nur nach oben, auf Verwaltungs- und Wirtschaftseliten. Dabei wäre der Blick nach unten schon allein deswegen geboten, weil diese Gruppe zahlenmäßig viel stärker ist. Sie bemißt sich nach Millionen. Zu ihr gehören zum Beispiel Arbeitslose, Sozialhilfeempfänger, Rentner, Studenten, Hausfrauen und Alleiner-

ziehende. Dieses Heer findet sich kaum in Mandaten und Funktionen unserer parlamentarischen Parteiendemokratie wieder. Arbeitslose, Sozialhilfeempfänger und Rentner partizipieren trotz ihres »Zeitreich-tums« und ihrer »Immobilität« nicht. Es gibt neben den von Pfeiffer prinzipiell richtig benannten Kriterien »Zeitreich-tum« und »Immobilität« noch eine ganze Reihe anderer Krite-rien (z. B. Alter, Geschlecht, Bildungsgrad), die die Partizipa-tionschancen jeder Bürgerin und jedes Bürgers beeinflussen.

Auch stellt sich die Frage, ob Pfeiffer die Bereitschaft sich in einer Partei zu engagieren, nicht allgemein und die Bereitschaft der Verwaltungs- und Wirt-schaftseliten hierzu im beson-deren überschätzt. Der in den Köpfen immer noch herumspu-kende beteiligungswütige Bür-ger ist ein Irrwisch, der durch sinkende Wahlbeteiligungen und erschütternd niedrige Betei-ligungen an Bürgerbegehren und Volksentscheiden als widerlegt gelten kann. Ein Blick in die (west-) europäischen und norda-merikanischen Demokratien hat gleiche Ergebnisse. Die Ameri-kaner sind mit ihren mehr als 200 Jahren Demokratieerfah-rung allerdings gelassener. Eine Wahlbeteiligung von kaum fünfzig Prozent bei Präsidentschaftswahlen regt dort keinen auf. Glückliches Amerika! Und: Warum sollte ein Wirtschaftsboß überhaupt auf die Idee kom-men, sich in einer Partei zu engagieren, wenn doch sein Spitzenverband, egal ob BDI, DIHT oder GESAMTMETALL seine Interessen in Bonn nachdrücklich vertritt? Warum sollte sich ein Spitzenbeamter um Pensionen, Besoldungen und Leistungsprinzip sorgen, solange es den DEUTSCHEN BEAMTENBUND gibt? Ein anderes Argument spricht gegen persönliches Engage-ment von Wirtschaftsbossen und Spitzenbeam-ten: Deutschlands Politiker-Diäten sind viel zu niedrig, um auch nur einen Mittelständler, einen Rechtsanwalt, einen Zahnarzt, geschwei-ge denn einen Topmanager aus der Wirtschaft in die Politik locken zu können. Für (echte) Wirtschaftseliten ist der Einstieg in die Berufs-politik ein finanzieller Abstieg. Diese harten



Internet für jedermann: Münzautomaten in Kneipen machen es mög-lich
Foto: dpa/Matthias Hiekel

ökonomischen Fakten kann Pfeiffer mit seinen »Konzeptionsvereinen« nicht aus der Welt schaffen.

Pfeiffer schlägt vor, Personen mit wenig Zeit und mit hoher Mobilität die Beteiligung in »Konzeptionsvereinen« zu ermöglichen. Pfeif-fer führt aus: »Konzeptionsvereine hätten den Vorteil, daß man, gestützt auf schriftliche Äu-ßerungen von Vorständen oder einzelnen Mit-gliedern, eine schriftliche Position beziehen kann. (...) Als wichtige Veränderung wäre schriftliche Abstimmung nicht die Ausnahme, sondern die Regel.« Die SPD geht längst in diese Richtung. Das Experiment trägt den zeitgemä-ßen Namen *Virtueller Ortsverein* (vov). Der Virtuelle Ortsverein ist unter der e-mail Adres-se vov-vorstand@nord.de erreichbar. Die neu-en Informations- und Kommunikationstech-niken bieten der Mitwirkung der Bürgerinnen und Bürger an der politischen Willensbildung

ganz neue Chancen. Bedenkt man die rasante Entwicklung der Informations- und Kommunikationstechnik ist Pfeiffers Konzeptionsverein schon im Moment der Idee veraltet. Warum überhaupt Konzeptionsvereine? Warum nicht »Demokratisierung total«? Die neuen Informations- und Kommunikationstechniken erlauben es doch schon heute jedem Spitzenbeamten und Wirtschaftsboß, per Internet, per e-mail oder per sonstwas bequem am Schreibtisch sitzend seine politischen Ergüsse national und international zu verbreiten. Abraham Lincolns berühmtes *one man, one vote* wird am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts korrigiert in: *one man, one computer* – und das weltweit!

Frank Elstner hat uns mit *Wetten daß...?* den TED gebracht. Die Fernsehzuschauer konnten direkt über den Wettsieger entscheiden. Jury und Schiedsrichter waren von Stund an arbeitslos. Zahlreiche Shows haben dieses Verfahren für sich entdeckt. Das ZDF beglückt uns schon seit Jahren regelmäßig mit dem Politbarometer. Kaum ein Sender der noch auf die *Sonntagsfrage* (»Wen würden Sie wählen, wenn am Sonntag Wahlen wären?«) verzichten mag. In Morgen- und Mittagsmagazinen können Zuschauer per Telefon über aktuelle Zeitfragen abstimmen; die Palette reicht von Pro und Contra Todesstrafe bis hin zur Frage, ob sich Prince Charles und Lady Diana scheiden lassen sollen.

Lernen wir daraus. Verschließen wir uns nicht länger den Änderungen in der Gesellschaft. Der Vorschlag: Lassen wir doch die Bürgerinnen und Bürger per TED über Steuer- und Rentenreform entscheiden. Damit dieses Verfahren funktioniert, braucht's nur den alten urdemokratischen Grundsatz: Mehrheit ist Mehrheit. Endlich kein Nachverhandeln mehr, Schluß mit dem Stillstand, es hat sich ausgeipfelt.

Zum guten Teil sind die Bewegungen in der Gesellschaft ausgelöst durch die Entwicklungen der Informations- und Kommunikationstechnik. Es spricht absolut nichts dafür, daß diese Veränderungen spurlos an den politischen Institutionen der Bundesrepublik vorbeigehen werden. Im Zeichen von TED und Internet sind Parteien und parlamentarische Demokratie aussterbende Dinosaurier. Wozu Parteien, wenn jeder von zu Hause mitwirken kann? Wozu Parlamentarier und Parlamente, könnte doch heute schon jeder per *mouse-click* über Gesetze und Verordnungen entscheiden? Und warum dieses System nicht weltweit denken? Die UNO wird erst im *world-wide-web* radikal-demokratisch, wenn nicht mehr Staaten, sondern fünf Milliarden Menschen stimmberechtigte Mitglieder der UNO-Vollversammlung sind.

Bis dahin ist es noch ein weiter Weg. Zwischenlösungen sind erforderlich. Ob Pfeiffers Konzeptionsvereine in die richtige Richtung weisen, mag die SPD in der Praxis erproben. Zunächst einmal würden Konzeptionsvereine Wirtschafts- und Verwaltungseliten (weiter) privilegieren. Die aktuelle Diskussion um Politik- und Parteienverdrossenheit beklagt aber gerade die Entkopplung der (politischen) Eliten von der (Wähler-) Basis. Die Eliten gelten als abgehoben, weltfremd – und inkompetent. Bundespräsident Roman Herzog hat Ende April in seiner Berliner Rede diesen diffusen »Volkszorn« über die Eliten in ungemein freundliche Worte gekleidet. Wir bräuchten also eine Organisationsreform, die Eliten und Basis wieder zusammenführt. Der Konzeptionsverein scheint dies nicht unbedingt leisten zu wollen und zu können. Im Gegensatz dazu bemüht sich unser guter alter SPD-Ortsverein, mag er auch noch so angestaubt sein, wenigstens dem Anspruch nach um unmittelbaren Bürgerkontakt. Und auf kommunaler Ebene sind, mit Ausnahme der Großstädte, die Ergebnisse gar nicht mal so schlecht.

Bäume behindern die freie Sicht

Und Umweltschutz ist überflüssig

Wir machen weiter.

Jetzt ermitteln Informationen, unterschreiben,
 InfoLine 0180-551195 E-Mail: tree@greenpeace.org
 Fax: 040-30618-100 E-Mail: <http://www.greenpeace.org>
 Online: greenpeace.org 18-04-97/10000 V. 3/745 Hamburg

GREENPEACE
 * 25 Jahre Toten statt Wärdern *

Informieren Sie mich, wie ich Greenpeace unterstützen kann

Vorname Nachname _____
 Straße Hausnummer _____
 PLZ Ort _____
 Telefon _____

GESPRÄCH MIT JAN PHILIPP REEMTSMA

»Die Erinnerung verschwindet nicht wieder...«

Eine Diskussion zur aktuellen Holocaust-Debatte

Der Holocaust bleibt im Gespräch. Dies haben nicht zuletzt die öffentlichen Auseinandersetzungen um Goldhagens »Hitlers willige Vollstrecker« und um die Ausstellung »Verbrechen der Wehrmacht« des HAMBURGER INSTITUTS FÜR SOZIALFORSCHUNG deutlich gemacht. Doch trotz erheblicher Leistungen der Forschung in den letzten drei Jahrzehnten sind offenbar zentrale Aspekte des Genozids noch immer nicht hinreichend untersucht worden – die Frage nach dem Zusammenhang von administrativer Vernichtung und Gewalt beispielsweise oder die nach der Bedeutung des deutschen Antisemitismus als möglicherweise entscheidender Antriebskraft für die Realisierung des Massenmordes.

DIE NEUE GESELLSCHAFT/FRANKFURTER HEFTE sprach mit Prof. Jan Philipp Reemtsma, dem Leiter des HAMBURGER INSTITUTS FÜR SOZIALFORSCHUNG, über die Möglichkeit, »Auschwitz« 50 Jahre nach den historischen Ereignissen angemessen zu verstehen. Das Gespräch fand am 18.3.1997 im Institut statt. Die Fragen stellte Marcus Sander.

NG/FH: Herr Reemtsma, ich möchte mit Ihnen darüber sprechen, welche insbesondere historiographischen Erklärungsmodelle sich Ihrer Einschätzung nach für die Deutung des Holocaust als tragfähig erwiesen haben, besonders vor dem Hintergrund der aktuellen Debatten über die Judenvernichtung.

Jan Philipp Reemtsma: Lassen Sie mich einmal so anfangen: Ein Arbeitsbereich des HAMBURGER INSTITUTS FÜR SOZIALFORSCHUNG beschäftigt sich mit der Frage nach der Rolle der Gewalt im Prozeß der Zivilisation – er befaßt sich vornehmlich mit dem 20. Jahrhundert. Die Shoah ist das zentrale Ereignis, in dem Zivilisation und Barbarei zusammentreffen. Im übrigen halte ich es nicht für nötig zu begründen, warum man sich mit diesem Zivilisationsbruch zu befassen hat, wenn man sich mit der Geschichte des 20. Jahrhunderts befassen will – er ist ein zentrales Ereignis der Geschichte dieses Jahrhunderts, er ist das zentrale Ereignis der deutschen Geschichte in diesem Jahrhundert.

NG/FH: Sie haben eben auf das Phänomen der

Gewalt hingewiesen, dem sich das Institut widmet. Wenn ich Ihre Stellungnahmen und Beiträge zum Holocaust lese, habe ich den Eindruck, daß dieser Aspekt von Ihnen wesentlich stärker in den Vordergrund gerückt wird als beispielsweise der bürokratische und administrative Charakter der »Judenvernichtung«.

J.P.R.: Auch die bürokratischen Vorgänge sind Formen der Gewalt, denn sie zielen auf den Mord. Wahrscheinlich meinen Sie, daß in der Art und Weise, in der ich über die Morde rede, die Schreibtische und Aktenordner nicht so sehr im Vordergrund stehen. In der Tat denke ich, daß die klassische Metapher, die vom »industriellen Massenmord«, nicht die Realität dessen trifft, was in Auschwitz geschehen ist. Bei »industriellem Massenmord« denkt man an Arbeitsteilung, an irgendwie saubere, klinische, jedenfalls leidenschaftslose Vorgänge, sie mögen am Ende noch so brutale Resultate gehabt haben. Man denkt nicht an Blut, Kot, Qual – man vergißt die Massenschlächterei, die es gewesen ist. Bei manchen historischen Darstellungen des Massenmordes kann man ihn kaum von der eines beliebigen anderen sozialen Vorganges – wenn man denn eine Massenschlächterei überhaupt einen sozialen Vorgang nennen kann – unterscheiden. Es gehört auch zur Form der Darstellung, nicht vergessen zu machen, was geschehen ist. Das bedeutet übrigens nicht, daß man besonders pathetisch oder plakativ schreiben muß.

NG/FH: Sie akzeptierten also die Arbeiten von Raul Hilberg zum »administrativen Vernichtungsprozeß« in ihren Ergebnissen ...

J.P.R.: Ja, selbstverständlich.

NG/FH: ... aber Ihnen fehlt der Versuch, sich detailliert mit den Motiven der Täter, die am Prozeß der Vernichtung beteiligt werden, auseinanderzusetzen. Hilberg konstatiert in seinem Standardwerk *Die Vernichtung der europäischen Juden* eine Art Automatismus der Vernichtung, den er auch detailliert und überzeugend zu beschreiben weiß. Weitergehende Erklärungsansätze für die Ursachen des Massenmordes finden sich bei ihm jedoch nicht.

J.P.R.: Was heißt »fehlt«? Keine Studie (auch zu keinem anderen Thema) kann die ganze Kom-

plexität eines Vorganges darstellen. Raul Hilberg hat damals zum ersten Mal den gesamten Vernichtungsvorgang untersucht und geschildert: von den Anfängen der Erfassung, der Gesetzgebung bis zu den Todeslagern, den ganzen Prozeß in seiner bürokratischen Abwicklung und Arbeitsteilung. Da ist nichts zurückzunehmen. Gleichwohl steht in dieser Arbeit auch vieles nicht, was in anderen wichtigen Arbeiten zu finden ist, und wenn man etwas über die Motive der Täter erfahren will, dann muß man woanders nachsehen. Vor allem muß man Detailstudien machen, die in Hilbergs Arbeit, eben weil sie ein ganz anderes Thema hatte, nicht zu finden sind. Ich glaube, daß man extreme Gewalttaten erst dann anfängt zu verstehen, wenn man sie im Detail zur Kenntnis nimmt. Das ist mir zum ersten Mal deutlich geworden, als wir den Berichtes der argentinischen Untersuchungskommission über die Morde und Folterungen der Militärjunta, *Nie wieder!*, übersetzt und publiziert haben. Wenn man dort liest, was in den argentinischen Folterzentren wirklich passiert ist, stellt man fest, daß bestimmte Annahmen über den Sinn eines politischen Terrorsystems nicht zutreffend sind. Das mag in mancher Hinsicht auch für den Holocaust gelten.

NG/FH: Wenn man beispielsweise an Jean Améry's Beschreibung der Folter in *Jenseits von Schuld und Sühne* denkt?

J.P.R.: Améry beschreibt einen gewissermaßen klassischen Fall: er ist als Résistance-Kämpfer verhaftet und gefoltert worden, damit er Kameraden verrate, deren Namen er glücklicherweise nicht kannte. Nun stoßen Sie in *Nie wieder!* auf Berichte von Menschen, die gefoltert wurden, ohne daß ihnen eine einzige Frage gestellt worden ist. Und das passiert nicht nur einmal. Sie merken: Die Rationalität einer solchen folternden Institution geht nicht auf in dem brachialen Beschaffen von Informationen über politische Gegner, sondern weit mehr steht im Vordergrund – scheinbar ganz simpel –, Angst und Schrecken zu verbreiten, Menschen zu erniedrigen, zu demoralisieren, für immer verschwinden zu lassen oder – je nachdem – der Öffentlichkeit oder ihren Familien zu präsentieren. Wenn Sie das durchdenken, kommen Sie zu Überlegungen, das Verhältnis von Rationalität und Irrationalität in terroristischen Systemen betreffend, die sich von normalen Zweck-Mittel-Kalkülen ziemlich unterscheiden.

Doch zurück zum Massenmord an den europäischen Juden. Es haben sich im Laufe der Zeit verschiedene »typische« Täterbilder abgelöst, gewissermaßen Karriere gemacht. Am Anfang stand der pathologische Sadist (der Arzt in Dürrenmatts *Verdacht* etwa). Der wurde



Jan Philipp Reemtsma eröffnet in Frankfurt a. M. die Wehrmachtsausstellung Foto: dpa/Oliver Berg

abgelöst durch den Bürokraten vom Schlage Eichmanns. Dem folgte der Technokrat – ange-regt durch die Figur des ss-Mannes Dorf aus der TV-Serie *Holocaust*. In den Büchern von Christopher Browning und Daniel Goldhagen haben wir auf einmal Tätergruppen vor uns, die sich in ihrer Zusammensetzung nicht sehr von der normalen Bevölkerung unterscheiden – es gibt dort Sadisten, Gehorsame, Gelangweilte, Pflichtbewußte, Brutale und so weiter, und man kommt dahin festzustellen, daß es aller dieser unterschiedlichen Menschen bedarf, um ein so großes Massenvernichtungsprogramm durchzuführen. Daß es also zu nichts führt, nach einem bestimmten Tätertypus zu suchen und zu sagen: »Der ist es, an dem liegt es, daß alles so funktionieren konnte.« Terroristische, möderische Regime arbeiten mit allen, und interessant ist, wie so unterschiedliche Individuen so gleichförmig zum Mord bereit sein können. Untersuchungen über solche Fragen stehen noch am Anfang.

NG/FH: Ihre Kritik an der bisherigen historischen Forschung ist also, daß sie sich dieser Frage der unterschiedlichen Täter-Typen bisher zu wenig gewidmet hat?

J.P.R.: Um Kritik geht es mir nicht. Wie gesagt: jede historische Forschung erschließt nur bestimmte Dimensionen und keiner kann alles machen. Ich würde jeden kritisieren, der von sich sagte, man habe im Grunde alle Probleme gelöst, jetzt gebe es nur noch folgende Kontroverse zu schlichten und dann wisse man Bescheid. Manchmal ist Goldhagen gegenüber so eine Haltung eingenommen worden, und das habe ich kritisiert. Aber nicht, daß sich eine Studie (übrigens auch die Goldhagens nicht) nur auf einen bestimmten Punkt konzentriert und anderes vernachlässigt.

NG/FH: Der Begriff *Holocaust* wird zwar zur Beschreibung der Judenmorde allgemein angewendet, aber mit recht unterschiedlichem Verständnis gebraucht. Würden Sie die gesamte Periode des Abschnitts 1933-1945 als Holocaust bezeichnen? Wann erfolgte Ihrer Meinung nach der qualitative Umschlag zur Judenvernichtung im engeren Sinne. Das scheint mir eine Frage zu sein, die Raul Hilberg mit seinem Stufen-Modell nicht klar beantworten konnte.

J.P.R.: Die Frage ist ja auch schwierig, und man sollte sie vielleicht so gar nicht stellen. Ich verwende übrigens das Wort *Holocaust* nur manchmal, weil es die Konvention inzwischen so will, manchmal sage ich *Shoah* oder rede vom Massenmord ...

NG/FH: Auch von »Judenvernichtung« und »Endlösung«?

J.P.R.: »Endlösung« nur, wenn es als Zitat aus den Texten der Mörder kenntlich ist. Die Sprache der Mörder sollte man nicht übernehmen – nicht vom »Dritten Reich« sprechen – auch das Kürzel »NS« ist prekär. Man sollte sich überhaupt vor Chiffren hüten. Soweit man das kann.

Ich bin der Meinung, daß der Holocaust das Ereignis ist, durch das die nationalsozialistischen zwölf Jahre vor allem gekennzeichnet sind. Er ist nicht akzidenziell, nicht »passiert« – ich sage das, ohne irgendeine Teleologie zu bemühen. Es hat eine Dynamik hin zur Vernichtung gegeben, und die fängt natürlich vor 1933 an, sonst wäre die Dynamik dieser zwölf Jahre nicht erklärlich. Man denke an die antisemitischen Klosterrücheln in der Rostocker Universität, über die Tucholsky 1920 schreibt, an die Spuren eines wahrhaft eliminatorischen Antisemitismus, die Karl Kraus in den *Letzten Tagen der Menschheit* dokumentiert hat, an den Antisemitismus im deutschen Heer am Ende des Ersten Weltkrieges.

NG/FH: Die berühmte »Judenählung« beispielsweise ...

J.P.R.: Ja, zum Beispiel. Sie hatte übrigens eigentlich den Sinn, den Antisemiten zu beweisen, daß die Juden proportional zu ihrem Be-

völkerungsanteil Heeresdienst leisteten – und wurde zur ersten großen Erfassungsaktion. – Aber wie soll die Frage beantwortet werden, wann eine Katastrophe zur Katastrophe wird?

Warum muß man diese Frage auch beantworten? Ich habe nie verstanden, warum es so eine Fixierung auf Zeitpunkte gibt: »War es die Wannsee-Konferenz? Gab es einen Hitler-Befehl? Ist die berühmte Weisung Görings an Heydrich vom 31. Juli 1941 – hier ist von der »Gesamtlösung der Judenfrage« die Rede – das entscheidende Dokument?« Es gibt eine gewisse Fixierung mancher Historiker auf einen Zeitpunkt einer dann doch nur fiktiven Entscheidung – es gibt sie im Leben ja äußerst selten, diese Entscheidungen, die genau an dem-und-dem Zeitpunkt getroffen werden. Entscheidungen sind Prozesse, langdauernde Vorgänge, in denen Menschen zu bestimmten Schlüssen und Entschlüssen kommen, und diese Vorgänge spiegeln das Dokument nicht wider. Dokumente sind Artefakte, die im Laufe von Entscheidungsprozessen gefertigt werden. Gewiß, ohne Dokumente als Basis keine Geschichtsschreibung, aber es läßt sich aus ihnen eben nicht alles beantworten, ohne daß gleich deshalb die Fragen uninteressant oder unbeantwortbar würden. Wann etwa wird eine bis zu einem bestimmten Zeitpunkt metaphorisch-möderische Sprache ...

NG/FH: Eine euphemistische Sprache.

J.P.R.: ...zum Beispiel... wann wird diese Sprache zu einem tatsächlichen Mordbefehl? Wann wird eine Anweisung, etwa die, man müsse nun nicht mehr darauf achten, daß ein Ghetto nach ökonomischen Kriterien funktioniere, als direkte Mordanweisung verstanden und die immerhin mögliche Deutung, man könne jetzt die Versorgungslage und die hygienischen Verhältnisse verbessern, gar nicht erst in Erwägung gezogen? Bei solchen Fragen geht es, meine ich, nicht um die Fixierung eines Umschlagpunktes, sondern um die langsame, aber eindeutige Verschiebung in eine bestimmte Richtung. Und um die Frage: Wie geschieht das genau? Und wer ist in solchen Prozessen auf welche Weise Akteur? Denn die Beschreibung solcher Prozesse darf nie vergessen machen, daß es sich in ihnen um Konsensbildungsprozesse handelt, d.h. Leute einigen sich auf bestimmte Weise darüber, wie sie handeln wollen. Auch wenn ihnen das dabei manchmal selber aus dem Blick kommt.

NG/FH: Das HAMBURGER INSTITUT FÜR SOZIALFORSCHUNG hat die Rolle der Wehrmacht im Nationalsozialismus in einigen Publikationen, aber vor allem in einer Ausstellung thematisiert, die den Titel trägt: *Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 – 1944*. Sie sind – zum Teil auf persönlich-verletzende und beleidigen-

de Weise – wegen dieser Ausstellung angegriffen worden. Wie gehen Sie mit den Vorwürfen gegen das Projekt und Ihre Person um?

J.P.R.: Damit ich mich an einer Diskussion beteilige, muß sie ein bestimmtes intellektuelles und moralisches Niveau erreicht haben. Solange sie das nicht hat, und das beruhigt sich nach einer gewissen Zeit wieder. Tatsächlich hat dieses alles ja nur dazu geführt, daß die Menschen vor der Ausstellung Schlange gestanden sind und daß die Zustimmung zu dieser Ausstellung gewachsen ist.

Wenn man sich die Debatten hierzulande vergegenwärtigt, auch die Bundestagsdebatten, vor allem die zweite, so muß man sagen, daß es in Deutschland inzwischen eine Bereitschaft gibt, sich mit Tatsachen zu befassen. Das ist eine wirklich gute Voraussetzung dafür, daß der Streit darüber, wie sie zu bewerten sind, sinnvolle Resultate haben wird. Da hat kein Buch und keine Ausstellung das letzte Wort. Die öffentliche Aufregung resultierte nur daraus, daß für viele die Ausstellung augenscheinlich das

erste Wort in dieser Angelegenheit gewesen ist – was sie nun wirklich nicht war. Fraglos ist sie aber so etwas wie ein Schlüsselreiz gewesen, der dazu geführt hat, daß viele Erinnerungen, viele Affekte, auch viel Abwehr zu Tage trat.

NG/FH: Man hat – wenn man die öffentlichen Diskussionen verfolgt – den Eindruck, daß sich bestimmte Vorwürfe gegen die Militärgeschichtsschreibung wiederholen. Mir fallen die Vorwürfe ein, die vor vielen Jahren Manfred Messerschmidt und Christian Streit und ihren Studien – heute gelten sie als Standardwerke – in den 70er und 80er Jahren gemacht wurden. Auch da wollten viele die Fakten ignorieren ...

J.P.R.: Diese Kontroversen blieben jedoch auf einen kleinen Leserkreis beschränkt. Wir behaupten nicht, mit dieser Wehrmachts-Ausstellung Dinge darzustellen, die vorher noch nicht zugänglich waren. Wir haben in unserem Band *Vernichtungskrieg*, auf dem die Ausstellung beruht, die Forschung noch etwas weitergeführt. Die öffentlichen Reaktionen beziehen sich aber auf etwas ganz anderes.

NG/FH: Es wird gesagt, Sie würden pauschalisieren; man differenziere nicht genug, wenn man »die Wehrmacht« als Ganzes in den Mittelpunkt stelle, man denunziere »die Ehre der deutschen Soldaten« u.Ä. Die Frage ist wohl, ob man bei einer bestimmten Klientel mit »Aufklärung« überhaupt Positives bewirken kann.

Ministerpräsident Eichel, Bundestagsvizepräsident Hirsch und Reemtsmas' Gattin Ann Kathrin Scheerer nach der Ansprache in der Frankfurter Paulskirche

Foto: dpa/Oliver Berg



Treten nicht bei diesem Thema die Grenzen, durch ›Geschichte‹ auf ›Öffentlichkeit‹ einzuwirken, besonders offen zutage?

J.P.R.: Was heißt »Aufklärung«? Eine klassische Frage. Ich antworte mit Wieland, wenn es heller wird und man besser differenzieren kann. Was tut man mit Forschungen, mit Büchern, mit Ausstellungen? Man verändert, wenn man es kann, langfristig die Art und Weise, in der über bestimmte Dinge geredet wird. Das geht ja nicht nach dem Sender-Empfänger-Modell – jemand liest etwas und verändert seine Meinung. Nein, man bewirkt, daß über manche Fragen nicht mehr so geredet und geschrieben werden kann, wie man es vorher getan hat. Das haben wir vielleicht erreicht. Es wäre ein großer Erfolg.

NG/FH: Sie behaupten mit Ihrer Ausstellung, daß es eine direkte Verstrickung der Wehrmacht in die verbrecherischen Projekte des NS-Regimes gegeben hat, insbesondere eine aktive Beteiligung des Militärs bei der Judenvernichtung, beispielsweise in Rußland ab 1941.

J.P.R.: Das ist nachweisbar. Ich rede übrigens nicht von »Verstrickung«. Wer sich verstrickt, tut das gegen seinen Willen, aus Ungeschick, mehr oder weniger passiv. Nein, die Wehrmacht hatte aktiv teil an der Ermordung der Juden auf den Gebieten der ehemaligen Sowjetunion, der Dezimierung auch der nichtjüdischen Zivilbevölkerung durch Terror und Hunger – Hunger nicht als Ergebnis kriegsbedingter schlechter Versorgungslage, sondern geplantes Kriegsziel, das beweisen die Befehle –, an der Ermordung von über drei Millionen sowjetischer Kriegsgefangener. Die Wehrmacht war daran als Organisation aktiv beteiligt...

NG/FH: ...an der Organisation, Planung, Durchführung, so wie es beispielsweise Christian Streit in seiner Studie über die Behandlung der russischen Kriegsgefangenen, *Keine Kameras*, zeigt hat ...

J.P.R.: So ist es. Und zwar sowohl selber aktiv wie in der Unterstützung der SS und der Einsatzgruppen des SD. Um das Übliche noch hinzuzufügen: Das heißt nicht, jeder Soldat ist an den Verbrechen beteiligt gewesen und jede Armeeinheit gleichermaßen, auf jedem Teil des Kriegsschauplatzes usw. Es geht uns darum zu zeigen, was die Wehrmacht als Organisation getan hat und wofür sie verantwortlich war.

NG/FH: Kommen wir zu Daniel Goldhagen: Ihm ist der *Demokratie-Preis* 1997 verliehen worden, den die BLÄTTER FÜR DEUTSCHE UND INTERNATIONALE POLITIK gestiftet haben. Jürgen Habermas und Sie haben die Laudatio gehalten. Was sind – Ihrer Einschätzung nach – die Verdienste von Daniel Goldhagen?

J.P.R.: Er hat – erstens – ein Buch geschrieben, das sehr produktive Kontroversen ausgelöst hat. Bei ihm finden sich eine Reihe sehr interessanter Thesen und Überlegungen zum Holocaust. Ich bin – wie Habermas – nicht mit allem einverstanden, ganz entscheidend scheint mir aber zu sein, daß Goldhagens Kritik an der vorherrschenden Geschichtsschreibung tatsächlich zutreffend ist: Einigen Historikern war es wirklich gelungen, den Holocaust so zu untersuchen, daß der Antisemitismus als Triebkraft nicht mehr vorkam. Und diese Kritik zu üben, wie Goldhagen es tut, halte ich nun wirklich für berechtigt.

Wichtiger ist – zweitens –, daß Goldhagen die Dimension der individuellen Verantwortung sichtbar gemacht hat, die sehr häufig in der Geschichtsschreibung zu kurz kommt. Das ist bei einer strukturell orientierten Geschichtsschreibung auch nicht anders zu machen. Umso wichtiger ist es aber, daß es neben solchen Büchern auch andere gibt – Goldhagen ist ja eigentlich gar kein Historiker –, die die Handlungsspielräume des Einzelnen zeigen.

NG/FH: Goldhagen macht von der Sache her dasselbe wie Christopher Browning. Allerdings kommt letzterer zu einem anderen Ergebnis als Goldhagen: Nicht Antisemitismus, sondern ›Gruppendruck‹ und ›Disziplin‹ werden in Brownings Modell für die Transformation von ›normalen‹ Polizeibeamten in Mörder verantwortlich gemacht. Browning hatte aber – ähnlich wie Goldhagen – Schwierigkeiten mit den Quellen.

J.P.R.: Richtig. Ich fände die direkte Diskussion zwischen Browning und Goldhagen, die aus verständlichen Gründen nicht so richtig stattgefunden hat, sehr produktiv. Als Rezipient dieser beiden Bücher sehe ich deutliche Interpretationsunterschiede, die sich selber hochproduktiv für die Analyse von Gewalt- und Eskalationskonflikten auswirken können.

NG/FH: Ein letzter Aspekt: Es wird häufig über die Notwendigkeit einer ›authentischen‹ Vermittlung von ›Geschichtserfahrung‹ diskutiert. Wir haben heute noch die Möglichkeit, Zeitzeugen unmittelbar zu befragen – vor allem auch die Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager – und durch ihre Stimmen ein besonders persönliches Bild von den Lagererfahrungen zu bekommen. Wie wird die Situation in 30 Jahren sein, wenn eine solche authentische Vermittlung des Holocaust nicht mehr möglich ist, weil keine solchen Zeitzeugen mehr leben? Helfen hier die Bücher?

J.P.R.: Ja, selbstverständlich. Es ist ein normaler Vorgang, daß eine Generation, die Zeuge einer bestimmten historischen Epoche war, ir-

gendwann nicht mehr lebt. Dieses ist jedoch kein Problem für den Historiker. Die Vorstellung, die Erinnerung an das, was geschehen ist, sowie die Analyse und Beschreibung dessen, was geschehen ist, seien an die lebendige, physische Anwesenheit der Zeitzeugen gebunden, ist vollkommen irrig. Das heißt natürlich wiederum nicht, daß nicht immer alles daran zu setzen ist, so viel wie eben möglich aufzubewahren von dem, was die Überlebenden der Lager zu berichten haben. Das steht auf einem anderen Blatt und wertet keineswegs die Bedeutung dieser Zeugnisse ab. Aber ich habe keine Sorge, daß durch einen solchen Generationenwechsel, wie Sie ihn angesprochen haben, die Erinnerung verschwindet. Das war eine berechtigte Sorge vor allem derjenigen, die erleben mußten, daß die Shoah keiner wirklich wahrhaben wollte – nicht nur in Deutschland nicht. Ruth Klüger beispielsweise hat für die USA hierauf sehr eindringlich hingewiesen. Die Situation hat sich in den 60er Jahren, vor allem nach dem Eichmann-Prozeß in Jerusalem und den Frankfurter Auschwitz-Prozessen, sehr verändert; da erst ist der Holocaust zeitverzögert in das öffentliche Bewußtsein eingedrungen. Das verschwindet nicht wieder. Diese Sorge habe ich überhaupt nicht.

HORST SEFERENS

»Und hier gab es viel, was zu überspielen war«

Ernst Jüngers »Vergangenheitsbewältigung«

Das Jahr 1995 stand im Zeichen des 8. Mai 1945: Fünfzig Jahre nach der bedingungslosen Kapitulation des NS-Reiches stellte sich die Frage neu, wie nach einem halben Jahrhundert im wiedervereinigten Deutschland mit dieser Vergangenheit umzugehen sei. Für Mißtöne sorgte ein in der FAZ publizierter *Aufruf gegen das Vergessen*, in dem beklagt wurde, daß der Gedenktag »einseitig« als »Befreiung« zelebriert werde, wobei die Tatsachen von »Vertreibungsterror«, »neuer Unterdrückung im Osten« und »Teilung« ausgeblendet würden. Die Unterzeichner des Aufrufs plädierten für

ein neues »Geschichtsbild«, das die »Grundlage für das Selbstverständnis einer selbstbewußten Nation« liefern soll.

Der von Ernst Nolte geprägte Begriff der »selbstbewußten Nation« ist auch der Titel eines 1994 erschienen Bandes, in dem sich die Phalanx der selbsternannten Rechtsintellektuellen um Botho Strauß' SPIEGEL-Essay *Auschwelliger Bocksgesang* schart. Wie ein *cantus firmus* durchzieht die Beiträge des Buches eine Polemik gegen die mahnende Erinnerung an den Holocaust, die den Deutschen angeblich eine nationale Identität und eine aktive Rolle in der Weltpolitik vorenthalte. Bei zahlreichen Autoren des Bandes wird unterschwellig deutlich, daß sie die konkrete Erinnerung an Auschwitz als das größte Handicap einer Renaissance der Rechten in Deutschland betrachten.

In der literarischen Chronik der Bundesrepublik für das Jahr 1995 sind zwei herausragende Ereignisse vermerkt, die in ihrer Bezüglichkeit für sich selbst sprechen: Während der Roman *Ein weites Feld* von Günter Grass, der sich kritisch mit dem deutschen Einigungsprozeß auseinandersetzt, schrill verrissen wurde, erlebte der hundertjährige Ernst Jünger seine Inthronisierung als nationale Symbolfigur. Bereits Wochen vor Jüngers 100. Geburtstag am 29. März 1995 hatte Frank Schirrmacher in der FAZ das außergewöhnliche Dichter-Jubiläum mit dem 50. Jahrestag der Kapitulation kurzgeschlossen, indem er Jünger zum authentischen Chronisten eines katastrophischen Jahrhunderts stilisierte. Da Jüngers »Zeitgenossenschaft« nicht nur die totalitären Irrtümer bezeuge, sondern auch deren selbstkritische Korrektur, verkörpere er mehr als einen »Hoffnungsschimmer«, nämlich »die Zuversicht auf eine zweite Chance«.

These von der kollektiven Unschuld

Fünfzig Jahre zuvor notierte Jünger beim Anblick der einmarschierenden amerikanischen Truppen in sein Tagebuch: »Von einer solchen Niederlage erholt man sich nicht wieder wie einst nach Jena oder nach Sedan. Sie deutet eine Wende im Leben der Völker an, und nicht nur zahllose Menschen müssen sterben, sondern auch vieles, was uns im Innersten bewegte, geht unter bei diesem Übergang«. Dieser Satz, der als ein mit wohlfeilem Pathos auftrumpfender Gemeinplatz daherkommt, besitzt einen programmatischen Kern: Der drohende nationale Untergang, den die totale Niederlage zu bedeuten scheint, müsse abgewendet und in eine konstruktive Kontinuität überführt werden, indem man freiwillig von Überzeugungen,

die durch die Ereignisse obsolet geworden sind, Abschied nehmen.

Was Jünger hier sehr allgemein formuliert, scheint besonders auf die deutsche Rechte gemünzt zu sein. Der brillianteste Kopf der konservativ-revolutionären Fronde gegen die Republik von Weimar erkennt an diesem 11. April 1945 sehr deutlich, daß die Katastrophe, die das NS-Regime angerichtet hatte, vor allen Dingen eine Katastrophe für das gegen-aufklärerische Projekt insgesamt darstellt. Diese existentielle Krise der Rechten – das ist die verborgene Botschaft von Jüngers Sentenz – könne nur überwunden werden durch eine gewaltige Entrümpelung des ideologischen Inventars. Nur wenn man sich das »Notwendige«, so schmerzlich es auch sei, zu eigen mache, könne das vermeintliche Ende zugleich der »Übergang« zu einem neuen Anfang sein: »Was ist Geburtsschmerz, was ist Todesschmerz bei diesem Spiel? Vielleicht sind beide identisch, wie ja der Sonnenuntergang zugleich auch Sonnenaufgang für neue Welten ist.«

Entscheidend für das Gelingen einer solchen Zukunftsperspektive ist es, sich der Deutung der jüngsten Vergangenheit zu bemächtigen. »Für den Autor«, notiert Jünger am 20. April 1945, »kommt es nicht nur darauf an, die Lage zu erfassen, sondern sie zugleich zu bändigen, sie in einen Spiegel zu bringen, in den sich auch die Schreckensbilder einfügen«. Damit ist eine instrumentelle Geschichtsschreibung angedeutet, die die Verbrechen in ein schicksalhaftes Gesamtgeschehen integriert und sich auf diese Weise der Verantwortung für Krieg und Völkermord entzieht. Solch mystifizierende Geschichtsschreibung, die die Realgeschichte in einer »oftmals hohlen metaphysisch-elementarischen Schicksalsrhetorik auflöst«, stellt »die paradigmatische Legitimationsfigur bereit, mit deren Hilfe eine ganze Generation deutscher Rechtsintellektueller jegliche Verstrickung in den hausgemachten deutschen Totalitarismus hinwegphilosophieren konnte« (Richard Herzinger).

Daß Jüngers »Vergangenheitsbewältigung« von Anfang an unter dem Primat einer Scha-



Ernst Jünger als Wehrmachtsoffizier, 1939

Foto: AKG/Ursula Litzmann

densbegrenzung für Deutschland und für die nationale Rechte stand, belegt bereits seine im Winter 1941/42 konzipierte und nach der »Stunde Null« abschließend redigierte Schrift *Der Friede*, die von einem entlastenden Diskurs über Kriegsverbrechen und Kriegsverbrechern die Grundzüge einer europäischen Neuordnung unter maßgeblicher Beteiligung Deutschlands ableitet. Das »Heilswort«, das den Grundton der Schrift angibt, lautet demgemäß: »Der Krieg muß für alle Frucht bringen«. Nach Jüngers mystifizierender Deutung des Zweiten Weltkrieges ist eine anonyme Schicksalsmacht die Trägerin des Geschehens, die vage als »Zug des großen Werdens« oder als »das Walten des Weltgeistes« bezeichnet wird. In diesem gleichsam organischen Prozeß werden alle Beteiligten zu passiven Werkzeugen innerhalb eines Rekreationsaktes der Schöpfung. »Die Mannigfaltigkeit der Fronten«, heißt es da, »verhüllte den Tätern und den Leidenden die Einheit des großen Werkes, in dessen Bann sie wirkten – doch wird sie durch ihre Zeugung, durch ihre

Verwandlung zum Opfer offenbar«. Dieser entdifferenzierende Opfermythos hat vor allem den Effekt, daß die Deutschen stillschweigend von ihrer Verantwortung exkulpiert werden. Jünger attackiert nicht die Kollektivschuldthese, sondern vertritt mit Entschiedenheit die These kollektiver Unschuld.

Schuld wird, wo davon überhaupt die Rede ist, paritätisch verteilt. Den Zweiten Weltkrieg deutet Jünger als Kulminationspunkt eines seit langem gärenden Prozesses, in dem die Technik als die Verkörperung des produktiven Weltgeistes nach neuen transnationalen Organisationsformen sucht. Da der Versailler Vertrag eine europäische Einigung vereitelt und der prädestinierten Hegemonialmacht Deutschland ihre Führungsrolle vorenthalten habe, macht Jünger die Sieger von 1918 dafür verantwortlich, daß »die Parteien auf letzte Auseinandersetzungen und auf die Klärung durch Flammen« verwiesen worden seien.

Die Derealisation als »Weltbürgerkrieg«

So deutlich Jünger auch die imperiale Politik Deutschlands legitimiert, so sehr hütet er sich jedoch davor, Hitlers Vorgehen pauschal zu rechtfertigen. Er kreidet ihm an, daß er den gerechtfertigten »Einigungskrieg« zu einem rücksichtslosen »Eroberungskrieg« pervertiert habe. Dennoch nimmt er ausdrücklich die Wehrmacht vor kriminalisierenden Vorwürfen in Schutz. Er rühmt die ritterliche Kriegsführung aller Parteien, wenn es in hymnischer Diktion heißt: »Da gab es bei jedem Volke, bei jedem Heere Überfluß an wunderbaren Taten, und altbewährtem Waffenruhm wurde in Fülle neuer Lorbeer zugefügt«. Den totalen Vernichtungskrieg, den die Wehrmacht in der Sowjetunion entfesselte, deutet er als Folge des »Weltbürgerkrieges«, bei dem verfeindete Ideologien sich ohne Pardon gegenüberstehen. Die Frage, wo Kriegshandlungen zu Kriegsverbrechen wurden, stilisiert Jünger zu einem tragischen Konflikt zwischen moralischer Einsicht und soldatischer Pflichterfüllung.

Besonders aufschlußreich ist die Art und Weise, in der Jünger den Holocaust thematisiert oder vielmehr nicht thematisiert. Die nazistische »Endlösung der Judenfrage« benennt Jünger an keiner Stelle konkret, sondern der Mord an sechs Millionen europäischen Juden wird summarisch einem allgemeinen Zeitphänomen von Verfolgung und Massenmord zugeschlagen. Jüngers entlastende Argumentationsstrategie operiert vor allem mit der Gleichsetzung der stalinistischen Säuberungen mit den nazistischen Gaskammern. Den Vorwurf des

Völkermordes kontert Jünger, indem er ihn gegen die Ankläger wendet: »Und wir erleben die künstliche Entrüstung anderer Lemuren, die an die Luderplätze kamen, um das Verscharrete auszugraben und die verwesenen Körper auszustellen, zu messen, zu zählen und abzubilden, wie es ihren Zwecken dienlich war«. Jünger beschuldigt die Sieger, die Toten des Holocaust für die eigenen politischen Zwecke zu instrumentalisieren, und zwar im Sinne einer niederen, bösartigen, nihilistischen Technik, wie es in der Häufung quantifizierender Verben zum Ausdruck kommt.

Zugleich tritt Jünger dem Schuldvorwurf durch den literarischen Kunstgriff der Derealisation entgegen. Er suggeriert, daß der Massenmord das Werk einer winzigen asozialen Gruppe gewesen sei; »Schergen und Folterknechte« sowie »Lemurengesindel«, heißt es da in der archaisierenden Metaphorik der *Mar-morklippen* (1939), hätten »ihre grauenhaften Künste im Dunkel« getrieben. Alexander und Margarete Mitscherlich haben die Derealisation als intuitive »Notfallreaktion« gegen traumatische Erlebnisse beschrieben. Wo sie für eine langfristige zu entwickelnde »adäquate Trauerarbeit« plädieren, bedienen Jüngers Geschichtsmysmen rückhaltlos das Bedürfnis nach Abwehr und Verdrängung, und zwar aus politischem Kalkül: Die nationale Identität der Deutschen und die ideologische Identität der Rechten sollen über das Desaster des 8. Mai 1945 hinaus konserviert werden.

Diese Intention wird deutlich, wenn Jünger später, als durch die Konsolidierung der bipolaren Nachkriegsordnung seine Konzeption einer europäischen Weltmacht hinfällig geworden war, die archaisierende Metaphorik durch eine technisch-klinische ersetzt: »Selbst an den Plätzen, an denen der Nihilismus seine unheimlichsten Züge aufweist wie an den großen physischen Vernichtungsstätten, herrscht Nüchternheit, Hygiene und strenge Ordnung bis zuletzt«, heißt es 1950 in der Schrift *Über die Linie*. Die ursprüngliche Argumentation ist geradezu in ihr Gegenteil verkehrt, denn nicht mehr dämonisierte Randexistenzen der Gesellschaft werden als Täter namhaft gemacht, sondern ihre tragende Schicht, die angepaßten Normalbürger der restaurativen Bundesrepublik. Der ss-Scherge von gestern, der kz-Arzt, der Menschenexperimente anstellte, der Schreibtischtäter – sie alle träten heute als Ärzte, Techniker oder Wirtschaftsbeamte in Erscheinung – als Funktionäre einer Gesellschaft, die als ganze nihilistisch sei. Jünger geht es allerdings nicht um die *Banalität des Bösen*, sondern um Feindbestimmung: Das Böse des Nihilismus, das in

den Vernichtungslagern zum Ausbruch kam, so suggeriert Jünger, existiert nun fort in der Mitte der jungen Demokratie und ihrer Institutionen.

Dabei redet Jünger keineswegs einer plumpen Ausschwitz-Lüge das Wort. Wenn er allerdings darauf hinweist, daß »die Namen der großen Residenzen des Mordes [...] auf fernste Zeiten im Gedächtnis der Menschen haften« bleiben werden, so steht wiederum das strategische Interesse im Vordergrund. Wo Jünger scheinbar die »Exorbitanz« (Helmuth Kiesel) der Shoa in den Blick nimmt, schreibt er, sieht man genauer hin, der nationalen Rechten ins Stammbuch, daß man die Verbrechen, die ihr angelastet werden, nicht einfach hinwegleugnen könne. Eine Nachkriegsrechte habe von dieser Grundtatsache auszugehen, denn »keinen wird man achten können, dem Herz und Augen fehlten für das, was dort geschah«. Die implizite strategische Botschaft lautet, daß man die Verknüpfung der Rechten mit dem Holocaust entkoppeln müsse. Wie ein roter Faden durchzieht die Essays der 50er Jahre der Appell zu »strenger Selbstkritik« und zur »notwendigen Destruktion« überkommener Positionen. Dabei geht es aber nicht um eine grundsätzliche Selbstkorrektur, nicht um »Entwicklung«, sondern um »Verwandlung«, um eine Metamorphose, von der die Substanz unberührt bleibt.

Bei der Metamorphose des ideologischen Inventars der Gegenaufklärung, die Jüngers Spätwerk kennzeichnet, verfährt er nach einem Grundsatz, den er 1977 in seinem utopischen Roman *Eumeswil* wie folgt formuliert hat: Wenn man ein Unternehmen der Gesellschaft verheimlichen will, so gibt es ein probates Mittel: Man webt es in ein anderes ein, das sie billigt, ja gar für löblich hält.« In der späten Erzählung *Aladins Problem* – einem knapp 90 seitigen Hochkonzentrat von Jüngers subversiver Schreibweise – praktiziert er dieses Programm, indem er seinem entlastenden Geschichtsmythos einen philosemitischen Anstrich verleiht. Zunächst reaktiviert er den entdifferenzierenden Opfermythos, indem er eine Gemeinsamkeit zwischen Juden und Deutschen in der Rolle des Verfolgten im »Weltbürgerkrieg« konstruiert. Der Bericht erstattende Held der Erzählung, Friedrich Baroh, Sproß einer aus Schlesien vertriebenen Adelsfamilie mit »nonkonformem« Profil, hat einen jüdischen Freund namens Sigi Jersson – »vielleicht den einzigen, dem ich diesen Namen zubillige«, wie es pathetisch heißt. Beide haben ihren Vater im »Weltbürgerkrieg« verloren, wobei die näheren Umstände allerdings nur schemenhaft angedeutet werden.

Jünger fundiert die Freundschaft ausgerechnet im stillschweigenden Einverständnis über die entdifferenzierende Deutung des Nationalsozialismus: »Wir wechselten damals nur einige Sätze, aber bei innerer Übereinstimmung genügt das oft zur Begründung von Freundschaften. Es mag ein Augenzwinkern sein, ein ironisches Schweigen, das die geistige Verwandtschaft enthüllt. Und hier gab es viel, was zu überspielen war«. Es ist ein dreister Zynismus, wenn Jünger dem Holocaust-Überlebenden Jersson unterstellt, er teile seine mystifizierende, schicksalsraunende Deutung der Shoa und verweigere den jüdischen Opfern mit einem »Augenzwinkern« und durch »ironisches Schweigen« die konkrete Erinnerung an den Völkermord und wie er ins Werk gesetzt wurde. Gezielt instrumentalisiert Jünger Jerssons jüdische Herkunft als Schutzschild, um seine rechten Geschichtsklitterungen gegen die Anwürfe einer »philosemitischen« Öffentlichkeit zu immunisieren.

Die Behauptung, daß »der Deutsche jetzt den Juden« als »Packesel« abgelöst habe – wie Jünger am 9.6.1975 notierte –, ist ein in den späten Tagebüchern immer wieder bemühter Topos, der in den Rechtfertigungslegenden der Rechten eine lange Tradition besitzt und auch in dem Band *Die selbstbewußte Nation* zitiert wird. Dort stellt Ulrich Schacht die absurde Behauptung auf, daß die angebliche Verhinderung eines deutschen Nationalbewußtseins durch die Sieger und ihre Handlanger identisch sei »mit dem totalen Vernichtungswillen NS-Deutschlands gegenüber dem jüdischen Volk«. Auch dieser Band schmückt sich übrigens mit einem jüdischen Autor, dem Historiker Michael Wolffsohn.

Ein Moment, das in Jüngers relativierendem Diskurs über den Nationalsozialismus von Anfang an eine Rolle spielt, ist das Kalkül mit dem Faktor Zeit, die bekanntlich Wunden heilt. Schon 1946 prophezeite er, daß das reine Negativurteil über Hitler »sich im Laufe der Zeit auf das ihm zukommende Maß beschränken wird«. In *Eumeswil* kommentiert der Erzähler Manuel Venator eine Darstellung der Geschichte Norwegens »aus der Endzeit des zweiten christlichen Jahrtausends«, in der die Besetzung des Landes durch einen »Großdemagogen« zwei Drittel des Textes ausmacht, mit den Worten: »das sind perspektivische Verzerrungen, die sich im Laufe von wenigen Generationen berichtigen«.

Welcher Stellenwert seiner Ansicht nach der NS-Geschichte zukommt, demonstriert Jünger an anderer Stelle des Romans, wo die Gestalt Hitlers in eine solche Zeitferne entrückt wird,

daß die konkrete Überlieferung seiner Verbrechen sich in legendärer Undeutlichkeit verliert. Von einem »Großdemagogen« ist da die Rede, »der auftrat, als der Planet Pluto entdeckt wurde«. Er habe als Maler dilettiert und mißliebige Künstler verfolgen lassen. Dilettant sei er auch als Stratege gewesen »zum Unheil vieler«. Nur »technisch« war er »perfekt, Chauffeur nach jeder Richtung, der sich zuletzt mit Benzin kremieren ließ. Die Umrisse zerfließen im Wesenlosen; der Anstrom der Ziffern löscht sie aus. Für den Historiker [...] ist wenig Ausbeute. Rote Monotonie, selbst in den Untaten«. Der Ausbruch nihilistischer Destruktion – darauf verweist die Metaphorik des Quantifizierbaren – ist für Jüngers ästhetisierenden Geschichtsmythos inkommensurabel. Das Gerücht erscheint als der angemessene Aggregatzustand für Erfahrungen, die das eigene Weltbild stören, aber nicht völlig negiert werden können. Bei einer Prüfung der plutonischen

»Untaten« schwankt Venator »zwischen dem, was geschehen, und dem, was geträumt oder fabuliert worden ist«.

Zugleich liefert Jünger ein Erklärungsmodell für den Holocaust, das das Nihilismusmotiv zum Zwecke der Feindbestimmung aufgreift. In allen Exzessen der Geschichte, seien es Hexen- oder Judenverfolgungen, komme eine »Weltangst« zum Ausbruch, »die sich Objekte sucht; gesteigerte »Angst« zeitige die »ihr gemäßen Verfolgungen«. Jünger integriert den Holocaust in sein Negativbild der emanzipatorischen Moderne als einer nihilistisch-destruktiven Bewegung, die letztlich die gesamte Kultur existentiell bedrohe. Die Explikation von Jüngers These lautet: Die Ideen der Aufklärung und des Fortschritts – Rationalisierung, Pluralismus, Emanzipation und Säkularisierung – hätten den Menschen entwurzelt, ihn dem Sein entfremdet und metaphysischer Obdachlosigkeit ausgeliefert. Die Folge davon sei ein nihilistischer Sinnverlust, eben eine durch keine Rationalisierungsanstrengungen zu bannende archaische »Weltangst«, oder, wie Jünger auch sagt, »die Angst des Primitiven während der Sonnenfinsternis. Er fürchtet, daß das große Gestirn verschlungen wird«. Und diese existentielle Angst, die



A. Paul Weber: Portrait Ernst Jünger

Foto: (c) VG Bild-Kunst, Bonn 1997/A. Paul Weber-Museum

die emanzipatorische Moderne, statt sie zu bannen, zur Eskalation gebracht habe, erklärt Jünger zur Ursache für die atavistischen Exzesse des Bösen, die demnach kein Produkt einer Gegen-Moderne sind, sondern der Moderne selbst oder, so die Formulierung Ernst Noltes, eines spezifisch »okzidental Rationalismus«. Im Gegenzug erscheint die Gegenklärung als die kulturbewahrende, antinihilistische Kraft.

Die kausale Verknüpfung von Emanzipation und Gewalt dient Jünger nicht nur als historisches Erklärungsmodell. In seinen Schriften der 70er und 80er Jahre aktualisiert er es auch für die Diagnose der bundesrepublikanischen Gegenwart: Vernichtungsangst und Sinnverlust seien in Zeiten des vielfachen atomaren Overkills potenziert, und die latente Gefahr bestehe in gesteigerter Form weiter, daß die materiell saturierte, aber spirituell verkümmerte Wohlstandsgesellschaft in ungeahnte Barbarei unschlägt oder sich durch einen technischen Supergau selbst zerstört. Für dieses Katastrophenszenario, dessen Korrelat die Sehnsucht nach Sinn darstellt, bietet Jünger suggestive Lösungen an, ohne sich in die Niederungen politischer Programmatik herabzulassen, nämlich sinnstiftende, metaphysisch überhöhte Ord-

nungsmodelle, die einen metapolitischen Rahmen schaffen, der auf die Rekonstruktion vor-moderner Gesellschaftszustände zielt.

Ein Beispiel für die Aktualität und politische Verwertbarkeit von Jüngers Mythos der Moderne ist Ernst Noltes Analyse des Nationalsozialismus. In seinem Buch *Streitpunkte* (1994) adaptiert und aktualisiert er das Jüngersche Argumentationsmodell, wenn er eine »Ewige Linke«, die für Emanzipation, Gleichheit und soziale Gerechtigkeit kämpft, als historische Konstante beschreibt, die, gipfelnd in der russischen Oktoberrevolution, eine »Verschwörung zur Vernichtung der Kultur« darstelle. Vor diesem Hintergrund erscheint der Nationalsozialismus als ein legitimer Versuch, die Kultur vor dieser existentiellen Bedrohung zu retten. Daß er diesen Versuch unternahm, kennzeichnet nach Noltes Auffassung dessen »Größe«; daß er dabei aber über sein Ziel »hinausschoß« und selber kulturzerstörende Züge annahm, macht seine »Tragik« aus, die in einem »abgründigen Nebeneinander des Bösen und des Guten, des Ruhmenswerten und des Verwerflichen« bestehe.

Da die »Ewige Linke« nach 1989 nicht etwa überwunden wurde, sondern auch in der »Supermarkt-zivilisation« des Westens präsent sei, bleibe das Problem der Rettung der Kultur nach wie vor aktuell. Daher bedürfe es eines neuen und differenzierten Blicks auf den Nationalsozialismus, der in seinem kulturbewahrenden Ursprungsimpuls eben »auch die Antizipation von positiven Möglichkeiten der Zukunft« darstelle. Ernst Jünger, der Hitler-Gegner mit Teilaffinitäten zum antinihilistischen Potential des Nationalsozialismus, ist es denn auch, den Nolte als exemplarische Bezugsfigur heranzieht, die die »positiven Möglichkeiten« einer gegen-aufklärerischen Rekonstruktion der Kultur über das Jahr 1945 hinaus verkörpert.

Der Kausalnexen zwischen der Konzeption der *civil society* und der Zerstörung der Kultur ist auch unter den Fürsprechern der »selbstbewußten Nation« als historisches und aktuelles Deutungsmuster verbreitet. Sie verbinden eine dramatisierende Schärfung des Krisenbewußtseins mit dem Versuch, das von ihnen auf diese Weise inszenierte Sinnvakuum politisch zu besetzen. Bei dieser Affinität zu Jünger dürfte es kein Zufall sein, daß zahlreiche Autoren der »Selbstbewußten Nation« auch in der Festschrift »Magie der Heiterkeit«, mit der der Verlag KLETT-COTTA seinen 100jährigen Autor ehrte, auftauchen.

Man begegnet vertrauten Argumentationsmustern: Als Ursache für neonazistische und antisemitische Erscheinungen, für brennende Asylantenheime und gewalttätige Skinheads

werden Defizite in der von pluraler Beliebigkeit gekennzeichneten, reizüberfluteten Mediengesellschaft ausgemacht. Die Neue Rechte verknüpft ihre Distanzierung von der fremdenfeindlichen Gewalt mit einer Fundamentalkritik an der zivilen Gesellschaft und empfiehlt ihre normativen und ordnungsstaatlichen Modelle als sinn- und wertsetzenden Rettungsanker. So dekretiert etwa Roland Bubik, »Zeitgeist«-Redakteur der JUNGEN FREIHEIT, daß die »kulturelle Formierung einer Gesellschaft, getragen durch Volk, Staat und Religion, [...] der Mechanismus zur Konstituierung der konkreten »Würde« des Menschen« sei. Einem ungebrochenen Verhältnis zur Nation und ihrer Geschichte als Reservoir kollektiver Identität steht jedoch die »postdeutsche nationalsuizidale Geschichtsschreibung« im Wege, wie sie der Mitherausgeber der »selbstbewußten Nation«, Ulrich Schacht, attackiert. Solche Polemik ist weit entfernt von der subtilen Hartnäckigkeit, mit der Jünger seit nunmehr 50 Jahren nicht müde wird, seine entlastenden Geschichtsmynthen zu inszenieren. Beim Bemühen, aus dem diskreditierenden Schatten der Geschichte zu treten, kann eine zukünftige Rechte nirgendwo mehr lernen als bei ihm; als Aushängeschild einer selbstbewußten Demokratie, die ihrer (Vor-)Geschichte offen und verantwortungsbewußt ins Auge blickt, ist Ernst Jünger denkbar ungeeignet.

HELMUT BÖTTIGER

Das Spätbürgerliche, das Ästhetische

Zum Tod Stephan Hermlins

In seinem Hause hingen Gainsboroughs. Die bürgerliche Kultur war bei Stephan Hermlin immer gegenwärtig, die Kunst. Und wenn es im realen Leben eine Leerstelle gab, wurde sie durch ein stilisiertes Lebensgefühl ausgefüllt. Hermlins Biographie war – auch – ein Kunstwerk: den Zeitläuften geschuldet, die Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit in eine andere Sphäre hebend. Als Jude Kommunist sein, in diesem Deutschland des zwanzigsten Jahrhunderts; dies zwingt zu einem äußerst stilisierten Lebenswillen, dies zeigt dem einzelnen die Grenzen auf.

»Ich bin ein spätbürgerlicher Schriftsteller« – mit diesem Satz hat Stephan Hermlin vermutlich am meisten Furore gemacht. Dieser Satz wirkte in der DDR wie ein Tabubruch, und er kennzeichnete doch die Haltung Hermlins, der mit der DDR untrennbar verbunden blieb.

Das Spätbürgerliche war dabei durchaus auch klassenspezifisch zu verstehen – Hermlin wurde am 13. April 1915 als Sohn eines jüdischen Tuchfabrikanten in Chemnitz geboren. Hermlin meinte damit aber auch eine ästhetische Haltung, und diese ästhetische Haltung ist es, die ihm in der DDR eine Sonderrolle gab. Einmal, in den siebziger Jahren, sagte Hermlin auf einer Lesung in der Bundesrepublik, daß es viel mehr Gemeinsamkeiten zwischen dem Großbürgertum und dem Proletariat gebe, als man gemeinhin dächte. Das Kleinbürgertum indes sei »die Pest«. Dies führte die radikale Linke im Westen, mit Wilhelm Reichs *Massenpsychologie des Faschismus* als Motor, mit einer konservativen, altkommunistischen Traditionslinie zusammen, und dies erklärte ziemlich viel von der singulären Erscheinung Hermlins: dem Ästheten als Botschafter der DDR.

Das Spätbürgerliche, das Ästhetische: Hermlins in der DDR geschaffener Lebenslauf stand ganz unter diesem Zeichen. So wurde es auch offiziell: Hermlin habe im Spanischen Bürgerkrieg gekämpft sowie 1939/40 in der Hilfstruppe der französischen Armee (Prestataire), sei danach in den Lagern Agde, Cuéret, Nexon gewesen: die französische Erfahrung spielte eine ganz besondere Rolle für ihn, und er brachte in die DDR die Erfahrung der französischen Moderne ein, übersetzte aus dem Französischen und war ein Vermittler ästhetischer Welten, die in den Koordinaten der DDR eigentlich nicht so recht vorgesehen waren.

Daß er den Antifaschismus, den lupenreinen kommunistischen Lebenslauf mit Widerstand und Internierung so betonte, hatte seine Wurzel vermutlich in Hermlins Judentum, seinem großbürgerlichen Judentum, und den Schwierigkeiten, dieses mit der DDR in Einklang zu bringen. Auch wenn Hermlin kurz vor seinem Tod nachgewiesen wurde, daß einige seiner Kunst-Lebensdaten nicht stimmen konnten – in einem höheren Sinn waren sie für Hermlin selbst wahr. Seine Biographie war nicht so spektakulär, wie er sie darstellte, aber sie entsprach dennoch seinen realen Erlebnissen und Erfahrungen; und daß er den Faschismus am eigenen Leib zu spüren bekommen hatte, ist unbestreitbar wahr. Anfangs als Entrebillet für die Kunstlandschaft der DDR erstellt, mit dem Hintanstellen vor allem des Judentums, nützte Hermlins einzigartige Verbindung von Kommu-

nismus und Großbürgertum in der weiteren Entwicklung der DDR nicht nur ihm selbst, sondern auch jenen kritischen Künstlern, für die er immer wieder eintrat.

Das Französische begünstigte sein »spätbürgerliches«, ja sein aristokratisches Auftreten in der DDR; es war immer eine gewisse Schutzzone um ihn herum, und man achtete sein Schweigen, das sich meist hinter sanftem Pfeifenrauchen versteckte. Das Französische indes eignete auch seinen Gedichten – ein sehr schmales Werk, etwa fünfzig Gedichte ließ Hermlin selbst gelten. Sie schleppten jedoch, von drei Stalin-Hymnen einmal abgesehen, die unabhängig zu solch einer Biographie im zwanzigsten Jahrhundert gehören, eine schleichende Moderne in den sozialistischen Duktus ein.

Zur Legendenbildung eignete sich auch Hermlins Verhältnis zu Erich Honecker. Daß es eine sehr alte Wurzel in beider Bekanntschaft geben mußte, war klar. Hermlin hat sie so beschrieben: als er 1931 in den Kommunistischen Jugendverband eintrat, war Erich Honecker sein Vorgesetzter – ohne daß der junge Hermlin, der Konspiration halber, dies wußte. Wie Hermlins und Honeckers Freundschaft genau aussah, wird wohl nicht mehr zu ergründen sein. Es ist aber eindeutig, daß Hermlins Sonderrolle in der DDR sehr stark davon geprägt war: Er hatte immer einen direkten Draht zu Honecker, ohne daß er jemals die dogmatische Parteisprache gesprochen hätte.

Eine von Hermlins spektakulärsten Aktionen in der DDR war die Veranstaltung *Junge Lyrik* im Plenarsaal der Akademie der Künste im Dezember 1962: hier stellte er unveröffentlichte Gedichte von unbekanntem Autoren wie Volker Braun, Sarah und Rainer Kirsch, Wolf Biermann, Kurt Bartsch oder Karl Mickel vor. »Die Diskussion verlief in ungeheurer Erregung«, erinnert sich Volker Braun. Man sah das als eine »Sensation«, als eine »skandalöse Störung der Kulturpolitik« an – der Korrespondent der PRAWDA sei nach der Veranstaltung zu Hermlin gestürzt, habe ihm umarmt und geweint; und am nächsten Morgen schon sei eine außerordentliche ZK-Sitzung anberaumt worden. Braun geht so weit, hier den »Anfang einer Gegenöffentlichkeit« zu erkennen, die sich dann im Herbst 1989 auch auf den Straßen gezeigt habe.

Es war eine schöne Idee des WAGENBACH-VERLAGS, bei dem Hermlin im Gegensatz zur DDR-Druckpraxis immer lieferbar war, Hermlin anlässlich seines achtzigsten Geburtstags im Jahre 1995 mit Bezug darauf zu ehren: man veranstaltete erneut einen Abend *Junge Lyrik*, bei der sechzehn namhafte Autoren zu Ehren Hermlins

lasen. Der Ost-PEN als einzig verbliebene Institution der DDR-Identität war dabei, genauso zwingend Mitveranstalter wie die *Literaturwerkstatt* in Pankow der Ort für den anschließenden Empfang – daß dazu der Kultursenator einlud und dabei sowohl Hermann Kant auf der einen und Klaus Wagenbach auf der anderen Seite anwesend waren, kündete von einem der wenigen Ereignisse der Postmoderne, die im Ost-West-Berlin der neunziger Jahre möglich waren. Ein Verdienst, das sich Hermlin getrost ans Revers heften konnte.

Hermlin zu Ehren las auch Wolfgang Hilbig, der, wie er ohne Umschweife sagt, Hermlin viel zu verdanken hat: sein 1983 bei RECLAM LEIPZIG (ach, was war das damals noch für ein Verlag!) gegen viele Widerstände erschienenes Buch war Hermlins Verdienst. In Pankow übergab Gregor Gysi Hermlin einen Blumenstrauß, derweil Hermann Kant ein bißchen abseits saß und Hermlins Sohn, der Profipianist in einer Swing-combo ist, zum Tanz aufspielte. Dies alles sprach sehr für Hermlins ästhetische Haltung: ein Flirren um die DDR, das von diesem Staatswesen ausgeht, aber es permanent in einen Lichthof hüllt, den man so ohne weiteres nicht sehen würde.

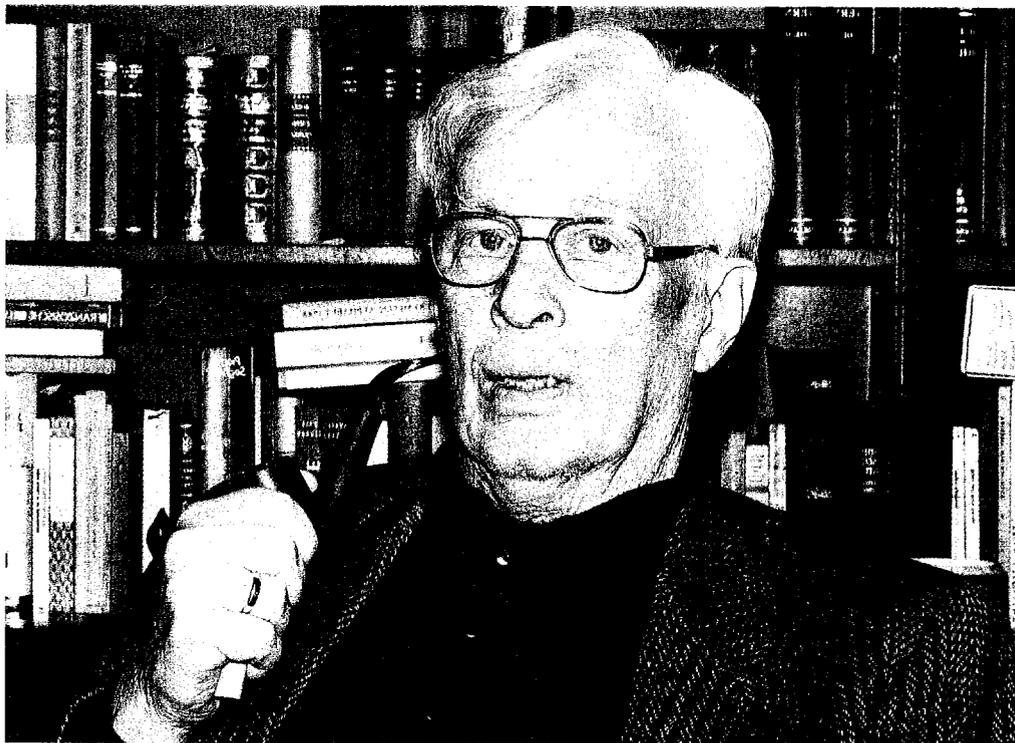
In den Interviews, die Hermlin gegen Ende seines Lebens, vor allem auch im Umfeld seines achtzigsten Geburtstags gab, in allen Würdigungen stand Hermlin als Intellektueller der DDR im Mittelpunkt, seine sozialistische Haltung, sein Festhalten an Visionen. Immer seltener war vom Autor Hermlin die Rede: von den Gedichten, die früh geschrieben wurden und dann, wie Hermlin selbst sagt, versiegten, von den Erzählungen, die eine andere deutsche Geschichtslinie, andere Geschichtshelden thematisieren als die, die sich momentan scheinbar durchgesetzt haben.

Im Jahr seines achtzigsten Geburtstags, 1995, hatte Hermlin noch einmal einige öffentliche Auftritte. Ansonsten zog er sich, schon sehr krank, in sein Haus in Pankow zurück, gab Interviews, die nachdenklich und standhaft wirkten. Die bleiche Stelle an der Wand, an der ein Porträt Max Liebermanns von Hermlins Mutter gehangen hatte, wirkte dabei wie ein Menetekel: Hermlin hatte es, wie andere Kunstwerke aus seinem großbürgerlich-kommunistischen Herkommen auch, verkaufen müssen.

Seine Verdienste um eine größere Öffentlichkeit in der DDR – die Akademie-Lesung 1962,

Stephan Hermlin (1915–1997)

Foto: AKG/Bruni Meya



die Initiative gegen die Biermann-Ausbürgerung 1976, die von Hermlin ausging und, zumindest kulturpolitisch, das Ende der DDR einläutete, die Schriftstellerbegegnungen zwischen Ost und West für den Frieden am Anfang der achtziger Jahre: Hermlin führte sie immer in einen vorbildlichen, kommunistisch-großbürgerlichen Lebenslauf zurück, dessen Konsequenz die Parteinahme für die DDR war, bis zum Schluß.

Auf seiner letzten Leipziger Messe, 1995, ver setzte Hermlin bedächtig: »Wir stehen am Ende einer Epoche, und die neue Epoche hat noch nicht angefangen«. Es war eine merkwürdige Stimmung in diesem Festsaal des Alten Rathauses, das so viele kulturpolitische Verkündungen erlebt hatte. Hermlins Sätze auf dieser Buchmesse verbanden auf irritierende Weise den stoischen Rückblick mit einem bedenklichen Zukunftsflackern. »Die neue Gesellschaft läßt mich ziemlich gleichgültig«, sagte er, und das wirkte genauso identitätsstiftend wie sein Eintreten für Hermann Kant, der ein »Ausgestoßener« in der neuen Gesellschaft sei, oder die Formulierung für die Zeit vor 1933: »Wir hatten es nicht mit einer Lachnummer von STASI zu tun, sondern mit dem wütesten Terror, der je existiert hat: der GESTAPO«. Das ist ein entschieden subjektiver Blick auf die Geschichte, der aber in den gewohnten materialistischen Rastern von »Objektivität« daher kommt.

Wenn Hermlin auf DDR-Autoren wie Biermann, Kunert oder Sarah Kirsch angesprochen wurde, reagierte er bis zum Schluß äußerst heftig: »Einem Mann wie Ernst Jünger fühle ich mich näher als solchen Renegaten. Ein aufrechter Rechter ist mir lieber als ein verlogener Linker«. Wenn man diesen Sätzen nachhört, kommt man an den Kern des DDR-Traumas.

Hermlin konnte eine Minute später über die »unerfreuliche Entwicklung« der Zeitschrift SINN UND FORM sprechen, die nur noch »rechte Autoren« drucke – aber was ist das »Aufrechte« an einem Rechten, das Hermlin respektiert? Wir gelangen da zu etwas Preußischem, Elitärem, zu einer Faszination für »Haltung«. Hermlin bewunderte Ernst Jünger dafür, daß er einen Autor wie Céline in Paris nicht »in seiner Nähe duldet«. Das »deutsche« D in DDR scheint im nachhinein viel konstitutiver gewesen zu sein als jenes für das Demokratische. Auch das ist ein Kapitel in Hermlins Biographie, eines, das ebenfalls seinem Stilisierungswillen entspricht, aber die Widersprüche nicht ganz verdecken kann.

Hermlins Lebenswerk besteht zu einem großen Teil in seiner öffentlichen Rolle, seiner unbeirrbar ästhetischen Haltung, die gele-

gentlich eine Luft aus der Ferne in der DDR atmen ließ und die wirklichen literarischen Ereignisse der DDR erkannte, abseits jeglicher kulturpolitischer Dogmen. Als er 1976 die Resolution namhafter DDR-Schriftsteller gegen die Biermann-Ausbürgerung initiierte, mußte er wissen, daß er damit auch an den Grundfesten seines Staates rüttelte. Sein literarisches Werk ist demgegenüber schmal. Doch in *Abendlicht*, in dem Hermlin bereits 1979 eine vorläufige Bilanz zog, ist Hermlins Lebenswerk auf das Vollendetste auch literarisch durchgeformt: Hier kann man eine deutsche Biographie im zwanzigsten Jahrhundert nachvollziehen, die nicht frei von Irrtümern war, aber sich immer dem Geist der Bildung und der Aufklärung verpflichtet fühlte.

LUTZ MEYER

Was linke Politik von den Kommunitaristen lernen kann

Personen, Programme, Profil: Die SPD ist auf der Suche. Vor allem fehlt es an einer klaren Zielgruppe. Die Sozialdemokratie ist auf Minderheitenprobleme und soziale Randgruppen konzentriert. Den Normalbürger findet sie unkritisch, konservativ und veralteten Werten anhängend, seinen Bedürfnissen, z. B. nach Sicherheit, steht sie distanziert gegenüber.

Nur wenn bodenständige Bürgermeister oder Gemeindevertreter zu wählen sind, bringt es die SPD noch über 45 Prozent. Offenbar stehen solche Personen dem Lebensgefühl der Mehrheit näher als die Riege der Führungselite. Die klammert sich an ihre APO-Erfahrung und den Ideenbestand der 80er Jahre und verdrängt, daß gerade darin ihre Kraftlosigkeit begründet liegt. Denn nicht eine zu große Normenkonformität, sondern die Unfähigkeit, sich überhaupt noch auf gemeinsame Werte verständigen zu können, ist heute das Problem. Nicht die mangelhafte Kritikfähigkeit, sondern eine allzu gründliche Infragestellung aller Normen behindert heute den Fortschritt. Doch das offizielle Politikverständnis der SPD wird zunehmend in Frage gestellt. Allen Reformen zu mehr

Individualität und kritischem Bewußtsein zum Trotz hat die Suche nach einer neuen Gemeinsamkeit über alte Verbindlichkeiten begonnen.

Unter dem Sammelnamen »Kommunitarismus« formierte sich Anfang der achtziger Jahre in den USA eine Bewegung, um die Individualisierung und Zerbröselung der Gesellschaft zu stoppen. Seither versuchen die Kommunitarier, die Bewahrung der gewachsenen familiären und regionalen »Gemeinschaften« auf die politische Agenda zu setzen. Mit Erfolg. In den Vereinigten Staaten hat die kommunitaristische Denkschule bereits erheblich an Einfluß gewonnen. Es gibt kommunitaristische Zeitschriften und Netzwerke, kommunitaristische Politikprogramme und sogar kommunitaristische Präsidentenberater.

Seit einiger Zeit werden kommunitaristische Autoren wie Michael Sandel, Michael Walzer und Amitai Etzioni auch in Deutschland intensiv gelesen, diskutiert und für wertvoll befunden, vor allem links der Mitte. So lud der Parteivorsitzende Lafontaine kürzlich führende Kommunitaristen zum Kongreß, um die Gemeinsamkeiten zwischen SPD und den kommunitaristischen Ideen herauszustellen. Schon sein Vorgänger hatte verkündet, »die Sozialdemokratie werde den kommunitaristischen Impuls offen aufgreifen.« Bei genauerer Betrachtung hat das komunitäre Programm jedoch weit mehr Gemeinsamkeiten mit der Grundsatzprogrammatische der CDU als mit den aktuellen Positionen der SPD.

Alle kommunitaristischen Autoren bezeichnen sich als liberal, obgleich sie für den Inhalt der liberalen Verfassungsgrundsätze und Verteilungsprinzipien nur beiläufig Interesse zeigen. Stattdessen kritisieren sie einen ausufernden Individualismus und die Herrschaft des Egoismus-Prinzips. Sie prangern die etablierte Politik für einen »ständigen Verrat am Gemeinwohl« an, betonen die Werte Gemeinschaft, Solidarität, Toleranz, Respekt und vermissen einen Verlust menschlicher Nähe. Die liberale Gesellschaft, so die komunitäre These, gefährdet ihre Existenzgrundlagen, weil die liberale Ideologie einen Freiheitsgebrauch rechtfertigt, der die Keimzelle allen sozialen Lebens, die Einbindung in Gemeinschaften, zerstört.

Als Gegenrezept wollen die Kommunitaristen das liberale Gesellschaftsmodell durch gemeinschaftsbezogene Werte anreichern, um dem Freiheitsgebrauch neue Grenzen zu setzen und Recht und Rechtschaffenheit wieder in ein richtiges Verhältnis zu bringen. Die Kommunitaristen plädieren für eine Orientierung am moralisch Guten, die Wiederentdeckung von Pflichten gegenüber der Gemeinschaft und for-

dern eine veränderte Prioritätensetzung: Nicht die freie Entfaltung des Einzelnen, sondern die Ansprüche der Gemeinschaften müssen im Mittelpunkt stehen. Eine Gesellschaft, die nur Rechte, aber keine Pflichten kennt, zerfällt in ein Volk von Individualisten, deren Egoismus langfristig die eigene Lebensgrundlage zerstört.

Trotz der Vielzahl kommunitaristischer Publikationen bleibt unklar, wie die geforderte Aufwertung der Gemeinschaft praktisch umgesetzt werden soll. Wollen die Kommunitarier wirklich eine Umkehr der liberalen Prioritätensetzung, also einen Vorrang sozialer Interessen gegenüber den individuellen Freiheitsrechten? Oder reicht ihnen schon eine bessere Honorierung von Leistungen für die Gemeinschaft? Der kommunitaristische Meinungsführer Amitai Etzioni plädiert für eine neue Form des Zusammenlebens »jenseits des Egoismusprinzips«, die durch eine Orientierung des Einzelnen am »Wohl der Gemeinschaft« zu erreichen ist. Nun ist dieses Wohl in einer pluralistischen Gesellschaft bekanntlich schwer zu erkennen und definieren. Während die liberale Gesellschaftstheorie den Inhalt des Gemeinwohls aus guten Gründen stets mit dem Resultat eines offenen gesellschaftlichen Willensbildungsprozesses gleichsetzt, gewinnt das Gemeinwohl bei den Kommunitariern den Charakter eines feststehenden Maßes, über dessen Definition wer entscheidet? Der Präsident? Die Wissenschaft? Oder gar der kommunitaristische Vordenker? Auf keinen Fall jedoch die normale Mehrheit, denn die ist ja dem Egoismus-Prinzip verfallen. Weil die fehlende Orientierung am Gemeinwohl den Angelpunkt ihrer Gesellschaftskritik ausmacht, läuft das Gegenmodell der Kommunitaristen in der Konsequenz auf eine Abkehr von den Grundprinzipien der liberalen Demokratie und eine Umkehr des modernen Grundrechtsverständnisses hinaus. Nicht der Einzelne ist vor den Zugriffen des Staates, sondern die (Staats-)Gemeinschaft ist vor den Angriffen der Individuen zu schützen.

Ein weiteres Problem des kommunitaristischen Programms ist der Antiuniversalismus, der vor allem von Michael Walzer vertreten wird. Dem liberalen Modell mit seiner abstrakten Begründung universaler und individueller Rechte setzt Walzer eine Methode der Interpretation der verschiedenen »Gemeinschaftensphären« innerhalb einer Gesellschaft entgegen. Jede dieser Sphären weist unterschiedliche Gerechtigkeitsvorstellungen auf, die sich nicht unmittelbar auf andere Sphären übertragen lassen. Nicht zufällig war Walzer einer der Hauptredner auf dem SPD-Philosophiekongreß, denn seine Liberalismuskritik ent-

spricht dem Denken der 68er Generation. Stets auf der Hut vor Verbindlichkeiten und begrenzenden Regeln plädiert Walzer für Toleranz und Zurückhaltung, um ein möglichst unbehelligtes Nebeneinander der unterschiedlichen Gemeinschaften und Minderheiten zu gewährleisten. Gerade das sind aber nicht die Werte, die eine freie Gesellschaft zusammenhalten. Anstelle der Orientierung an einem imaginären Gemeinwohl, der Betonung von Toleranz und einer Begrenzung der Geltung von gesellschaftlichen Regeln ist etwas anderes notwendig: Die Belebung der eigentlichen Grundwerte des liberalen Gesellschaftsmodells und eine Besinnung auf den Zusammenhang von Freiheit und Verantwortung, Recht und Gerechtigkeit, Pluralität und Individualität.

Stattdessen werfen Walzer und andere Kommunitaristen der liberalen Idee vor, sie setze einen gemeinschaftlichen Zusammenhalt voraus, den sie selbst nicht hervorbringen kann. Das mag richtig sein. Aber die Ursache dafür liegt weniger in der Idee selbst, sondern vielmehr im Umgang mit ihr begründet. Wenn sich eine ganze Generation von Bürgern Toleranz, Kritikfähigkeit und Individualität zur obersten Maxime erhebt, kann es nicht verwundern, daß die weniger hedonistischen Werte in Vergessenheit geraten. Damit wird das Kernproblem der Diskussion offenbar: Mehr noch als der Liberalismus nimmt der Kommunitarismus Voraussetzungen in Anspruch, die er selbst nicht begründen kann. Die kommunitäre Kritik am Liberalismus bleibt auf eine Gesellschaft angewiesen, die auf liberalen Grundsätzen fußt. Weil er die Grundwerte der freiheitlich liberalen Demokratie nur kritisieren, aber weder begründen noch gegenüber konträren Wertvorstellungen anderer Gemeinschaften verteidigen kann, muß der Kommunitarismus darauf hoffen, daß die von der überwältigenden Mehrheit geteilten Werte zufällig die des freiheitlich-demokratischen Rechtsstaates sind. Dieses Paradoxon enttarnt die Kommunitaristen als Zufallsliberale, die den Grundwerten der westlichen Demokratie distanziert gegenüber stehen.

Die große Aufmerksamkeit, die den kommunitaristischen Thesen zuteil wird, macht indes deutlich, daß ihre Kritik einen wunden Punkt getroffen hat: Nach dem Ende der Blockkonfrontation hat es die pluralistische Gesellschaft versäumt, sich auf ihren Grundkonsens zu besinnen. Die Kommunitaristen stellen also durchaus die richtigen Fragen, aber ihre Antworten sind – wenn überhaupt – allenfalls in den USA von Wert. Nur dort läßt sich auf eine über 200jährige Tradition gemeinschaftlicher Werte zurückgreifen. Nur dort bezieht sich die

Stärkung der *community* gleichermaßen auf demokratische Teilhabe und republikanische Traditionen, auf die Familie, Eigenverantwortung und die Solidarität lokaler oder religiöser Gruppen.

In Deutschland entspricht die philosophische Kritik am Liberalismus eher linken Mustern, während sich die konkrete Politik der Kommunitaristen als konservativ entpuppt und vor allem in der Grundsatzprogrammatik der CDU zu finden ist: Subsidiarität, Eigenverantwortung, Familie, Verankerung in religiöser Gemeinschaft, das sind bisher nur die Bausteine der konservativen Gesellschaftslehre. Wolfgang Schäuble hat diesen Zusammenhang früh erkannt und versucht, kommunitaristische Begriffe für die Sozialstaatsdebatte zu nutzen: »Das Prinzip der Subsidiarität darf auch in der Sozialpolitik nicht außer acht gelassen werden, die grundsätzliche Nachrangigkeit sozialstaatlicher Bürokratie gegenüber privater Selbsthilfe, freiwilligen Zusammenschlüssen und Selbsthilfenetzwerken«. Dem hat die SPD stets das Modell eines modernen Sozialstaats entgegengesetzt, der den einzelnen frei machen sollte von den Bindungen und Zwängen, die aus der nationalen, geschlechtlichen, kulturellen und regionalen Gemeinschaftszugehörigkeit erwachsen. Freiheit durch Abbau von Zwängen, diesen Kurs der Individualisierung steuert die SPD seit 1968. Weil die Kosten des zur Absicherung ausgebauten Sozialstaats aber ihrerseits in eine erhebliche Freiheitsbeschränkung umgeschlagen sind, haben kommunitaristisch inspirierte Anregungen zur Selbsthilfe und Bescheidenheit durchaus ihre Berechtigung, gerade für die SPD.

Unter der Überschrift *Von den Kommunitariern lernen* hat Rudolf Scharping vor einiger Zeit einen Weg vorgezeichnet, wie man sich elegant von so manch ideologischem Ballast der zurückliegenden Programmdiskussionen befreien könnte. Seine Forderung, die »Arbeitsenteilung zwischen Staat und Gesellschaft müsse neu bestimmt werden« zielt auf eine Verlagerung von mehr Verantwortung auf die jeweils unterste Einheit, auf lokale und familiäre Gemeinschaften. Was neu und kommunitarisch klingt, nannte man bislang schlicht »Subsidiaritätsprinzip«. Das vertreten in der SPD jedoch allenfalls die Ministerpräsidenten im Bundesrat. Im Berliner Parteiprogramm findet sich das Subsidiaritätsprinzip erst auf Seite 46, fünf Seiten vor dem Rückumschlag. Für Lafontaine hat dies bis heute seine Berechtigung, er will die unteren Einheiten auch weiterhin durch Staatsaufgaben entlasten: Die »Ersetzung gesellschaftlich organisierter sozialer Si-

iii Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland

präsentiert in Zusammenarbeit mit

Die Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte

und dem

Südwestfunk

18. Juni 1997 · 19 Uhr

Kultur-Politisches Gespräch VI

Geld

Auf die Faustische Frage, was die Welt im Innersten zusammenhält, wußte das Musical eine treffende Antwort: *Geld* bewirkt, daß die Welt sich dreht. Es macht mächtig und erotisch. Geld kann man nicht verneinen, denn ohne es kann niemand existieren.

Teilnehmer

Jochen Hörisch

Literaturwissenschaftler aus Mannheim

Clemens Fuest

Ökonom an der Universität München

Sol Lyfond

Aktionskünstler aus Köln

Christian Jürgens

Moderation

Eintritt frei

Die Kontroverse um die Europäische Währungsunion ist sicherlich das aktuelle ökonomische Streitthema: Ist die Einführung des Euro ökonomisch sinnvoll? Ist sie nur eine politische Entscheidung? Ausgehend von diesem ökonomisch-pragmatischen Blick auf das Geld, soll dann die kulturwissenschaftliche Perspektive eröffnet werden: Geld, so lautet die These des Literaturwissenschaftlers Jochen Hörisch, ist das abendländische Leitmedium schlechthin. Es hat die Welt vernetzt und sie zivilisiert, weil es unblutige Formen des Tausches ermöglichte. Das jeweilige historische Verständnis des Geldes hat immer auch das Weltbild einer Gesellschaft mitgeprägt. Momentan steht das Geld im Begriff, seine Gestalt zu wandeln. *Direct Banking* und *e-money* machen es immer unsichtbarer und unsinnlicher. Nur noch 5% der Geldtransaktionen entfallen in Deutschland auf den Bargeldverkehr. Welche Zukunft hat dagegen die mittlerweile in verschiedenen Großstädten national wie international aufgebaute Tauschbörse als vollständig anderes Modell von Geld- bzw. Talenttransfer, die Sol Lyfond als transparent, demokratisch und kreativ bezeichnet?

18. Juni 1997 · 19 Uhr

Restaurant der

iii Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland
Friedrich-Ebert-Allee 4 53113 Bonn (0228) 9171287

cherheit durch freiwillige Hilfe ist nur in sehr geringem Umfang möglich, und wir müssen uns vor politischen Illusionen hüten, die geradezu in die soziale Desintegration und Marginalisierung führen«, weist er die kommunitaristischen Ideen klar zurück. Dabei wäre es ein ursozialdemokratisches Anliegen, Freiheit mit Eigenverantwortung, Gerechtigkeit mit der Leistung für die Gemeinschaft und Solidarität mit Subsidiarität zu verbinden.

Noch aber fehlt der SPD der Mut für die notwendige Kurskorrektur. Die Funktionsträger der Führungsgeneration orientieren sich weiterhin auf dem Kompaß der 68er-Gesinnung und überlassen den selbsternannten »bürgerlichen« Parteien die Hoheit über die traditionellen Werte. Diese allerdings sind der Schlüssel zur Mehrheit. Familie, Gemeinschaft, Eigenverantwortung und Gerechtigkeit, das sind die Werte, die eine freie Gesellschaft zusammenhalten, weil sie den Bedürfnissen der Menschen entsprechen. Bill Clinton wurde gewählt, weil er mit diesen Begriffen die breite Masse der Amerikaner, jene, »die in unseren Land, die Kinder groß ziehen, die Arbeit machen die Steuern zahlen und sich an die Regeln halten«, ins Zentrum seiner Politik gestellt hat. Aber auch ohne den Blick nach Amerika kann die SPD wissen, das sich eine Mehrheit nicht automatisch aus der Summe aller Minderheiten ergibt. Denn selbst Jugendliche, Haschischraucher und Arbeitslose halten immer weniger von der Sozialdemokratie.

Gleichwohl: Erste Veränderungen im politischen Koordinatensystem werden sichtbar. Es spricht viel dafür, daß die kommunitaristischen Thesen von jungen Leuten der Nach-68er-Generation vor allem deshalb so bereitwillig übernommen werden, weil sie eine – philosophisch verkleidete – Rückkehr zur politischen Normalität anbieten. Ein Kurswechsel? Vielleicht, denn dort, wo Familie, Pflicht, Verantwortung und Rechtschaffenheit die am häufigsten verwendeten Begriffe sind, ließ sich linke Begeisterung bisher eher nicht vermuten. So bietet die aktuelle Diskussion die Chance, die Zielgruppe sozialdemokratischer Politik neu zu definieren und im Fahrwasser der kommunitaristischen Bugwelle einige der angegrauten »Reformperspektiven« über Bord zu werfen, ohne dabei allzu großen Gesichtsverlust zu erleiden. Allerdings ist Eile geboten, denn die Begeisterung für die kommunitaristischen Thesen wird alsbald wieder abklingen. Das jedenfalls meint Michael Walzer. Er vergleicht den Kommunitarismus mit einer Bügelfalte: Mal ist sie in Mode, mal wieder nicht. Aber leider war Oskars Generation bei modischen Fragen immer schon eigensinnig.

Kritik

ANNETTE BAUMGARTL

Taxham bei Salzburg

Peter Handke erzählt vom Schreiben als Abenteuer

Am Ende der Geschichte vom Apotheker von Taxham, dem Helden des neuen Handke-Romans, schlägt dieser ein Buch auf und liest an der Stelle weiter, wo er stehengeblieben war, bevor er sich aufmachte, das Abenteuer zu suchen. Er liest weiter, hält inne und beginnt zu zittern: »Jetzt zitterte er. Jetzt erst zitterte er.«

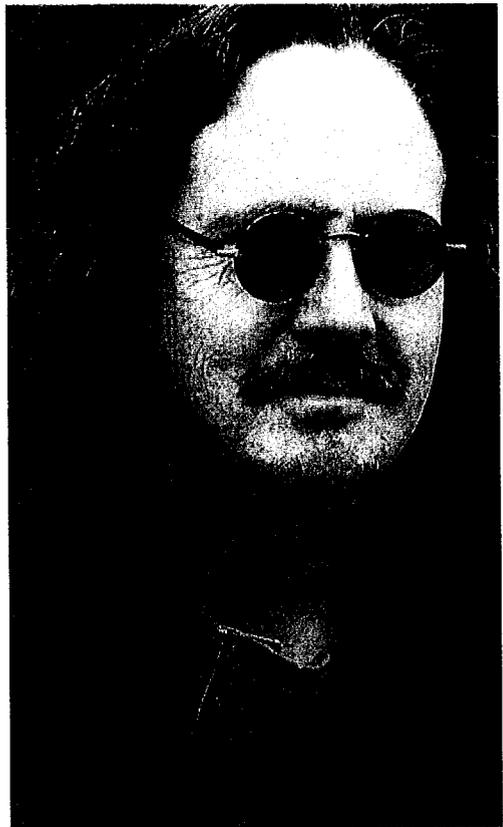
Handke beginnt seinen stillen, wundersamen Roman mit der Beschreibung der Topographie der Geschichte, wie sich die Erzählung überhaupt erst durch die Beschreibung der Landschaften und Orte, die der Apotheker in seinem Unterwegssein durchquert, herausbildet. Der Ort, von dem die Reise zum Ursprung des Erzählens ausgeht, Taxham bei Salzburg, ist ein typischer Handkescher Un-Ort. Abgeschnitten und eingengt in dem »Zwickel« aus Bahngleisen, Autobahn und Flugpiste ist er unzugänglich und unerreichbar für andere, ein »Niemandland« ohne Geschichten. Der Apotheker ist ein müde gewordener Bewohner dieser »Enklave«, ein Mann ohne Eigenschaften, den jeder sofort vergißt, wenn er dessen Apotheke verlassen hat. Das einzige, was ihn auszuzeichnen scheint, ist ein ungewöhnlicher Geruchssinn, mit dem er jede Pilzart allein durch »Beschnuppern« erkennen kann. Und die Pilze, so meint der Apotheker, hätten wohl auch ihn und seine Frau auseinandergebracht.

Handke hat in einem Interview einmal gesagt, daß er zum Schreiben einen Katalysator brauche, ein Buch vor dem Buch, das ihn zum Schreiben anrege. Dieses unsichtbare Buch, das im sichtbaren mitspielt, ist in seinem neuesten Roman das mittelalterliche Epos von *Ivain, dem Ritter mit dem Löwen*. Ivain, Königssohn am Hofe Artus', versäumt durch ein falsches Verständnis von Aventure seine Pflichten als Landesherr und Ehegatte. Entehrt und aus der Artus-Gemeinschaft verstoßen, wird er von einem Moment zum anderen wahnhaft und irrt splitterackt in der Wildnis umher.

Auch sein poetischer Nachfahre, der Apotheker von Taxham, fällt eines Tages durch einen Hieb aus dem Unsichtbaren aus seinem bisherigen Raum-Zeit-Kontinuum der immergleichen Abläufe und selbstgegebenen Vor-

schriften heraus. Was jetzt beginnen kann, ist die Zeit des Abenteurers, die Handke von dem Modell des Ritterromans übernommen hat. Die ganze Welt wird »der Kategorie der wunderbaren und überraschenden Zufälligkeit« (Michail M. Bachtin) zugeordnet, das Wunderbare selbst aber erscheint als etwas Gewohntes und Alltägliches. Der Apotheker verliert durch den Schlag seine Sprache, er verstummt urplötzlich. Dafür macht sich aber ein anderes Begehren in ihm bemerkbar, ein ungeschicktes »möglicherweise nie in Gebrauch gewesenes« ästhetisches Wahrnehmungsvermögen, dem sich die Dinge unvermittelt offenbaren. Zusammen mit zwei Gefährten, einem ehemaligen olympischen Skifahrer und einem längst vergessenen Dichter, die der Apotheker wie durch Zufall in einem Erdkellerlokal kennenlernt, bricht er auf in die Ferne. Ihre Reise führt sie durch ein gedächtnisloses Europa, in dem sich die Grenzen und Kriege vermehrt haben, die Orte aber nicht mehr voneinander zu unterscheiden sind. Nur für den Augenblick kann das Erzählen die Dinge dem Vergessen entreißen und den drei »Desperados« das Gefühl geben, gemeinsam in einer Geschichte unterwegs zu sein, die zugleich mitgeschrieben werde und auch zu lesen sei, aber »weder in einer Zeitung noch in einem Buch«.

Ankunft in der »Nachtwindstadt«. Inmitten einer weiten, gleichförmigen Steppenlandschaft, irgendwo in Spanien, kommen sie ans Ende ihrer Fahrt. Sie feiern zusammen mit den Dorfbewohnern, entdecken in der Festkönigin die Tochter des Dichters und in einem der Musikanten den verstoßenen Sohn des Apothekers. Aber nur kurz ist ihr Glück, schon bald laufen die Reisegefährten auf der Straße aneinander vorbei, ohne einander zu erkennen. Der Apotheker verläßt die »Menschenwelt« und geht nordwestwärts in die Steppe hinaus. Er begegnet Gestrandeten, Heimatlosen wie ihm selbst, doch immer weiter treibt ihn seine Suche, bis er nur noch Myriaden von aller kleinsten Blumen- und Fruchtskeletten entdeckt. Von dem Blütenmeer des Sommers sind einzig abertausend Stengel und leere Fruchtschalen übriggeblieben. Leerformen und letzte Spuren einer verschwundenen und versunkenen Welt, deren »Essenz« den Geruchskundigen aber noch in ihrem »Verduften« anspricht. Und hier in dieser einsamen und kargen Savanne ereignet sich »unvorsätzlich« das Erzählen in der Epiphanie des Augenblicks. Die sich gegen die Bilder sträubende Steppe wird zur Metapher der Erzählung als solcher, der Suche nach Wahrnehmungsformen durch den Schriftsteller. Das Erzählen wird zum (Ursprungs-)Ort einer ästhetischen Subjektivität, die sich in der



Weltabgewandt: Peter Handke

Foto: Lillian Birnbaum

genauen und präzisen Benennung der Wahrnehmung erst herstellt. »Vielleicht ist gerade so eines das ursprüngliche Erzählen? So hat es überhaupt erst einmal angefangen?«

Handkes Roman gelingt es aber nicht, die reine Wahrnehmung der poetischen Subjekt-konstitution im Schreiben einzuholen, wie er es in seinen früheren Texten in immer neuen, vielfach auch geglückten Anstrengungen versucht hat. Er kann den mystischen Augenblick, in dem sich unvermittelt die Übereinstimmung zwischen Ich und Welt einstellt, nur noch konstatieren, aber nicht mehr in der Sprache erfahrbar machen: »Innen und Außen durchdrangen einander, eins am anderen, ganz. Erzählen und Steppe wurden eins.« In seinem Serbien-»Pamphlet«, gleichfalls ein Reisebericht über ein von Krieg und Haß heimgesuchtes Europa, hat Handke den Weltzugang, um den es in seinem Schreiben immer geht, im Politischen gesucht. Doch der Versuch scheiterte an einer sich bloß selbstbespiegelnden ästhetischen Subjektivität, die nicht mehr imstande ist, einen

Zusammenhang zwischen dem wahrnehmenden Ich und dem »nebendraußen« der »Lebenswelt« herzustellen, der nicht bereits Produkt eines autoritären Anschauungswillens ist. Anders als in seinem Serbien-Buch ist Handke sich in dem Märchen vom Apotheker von Taxham des Scheiterns und der Gewaltsamkeit einer gelingenden, wenn auch nur ästhetischen Ordnung wohl bewußt. Vielleicht daher der Rückgriff auf die Fiktionalität des Artus-Romans. Denn hier wird der Zusammenhang allein durch die abstrakte Reihung der Abenteuer erzeugt. Raum und Zeit werden, so Bachtin, durch die Erwartung des Unerwarteten gleichsam technisch organisiert. »Wo immer ich hier stehe und gehe, bin ich bereit für das nächste Abenteuer«, gesteht der Apotheker zum Schluß. Der Held ist in der Welt des Wunderbaren »zu Hause«, und er ist ebenso wunderbar wie seine Welt.

Nachdem der wackere Ritter Ivain durch mancherlei Prüfungen seine Ehre wiederhergestellt hat, darf er heimkehren, zu Frau und Burg. Der Held ist am Ende derselbe wie am Anfang, nur was sich dazwischen spannt, die Reihe der Aventiuren, ist zur Form des Epos geworden. Auch der Apotheker von Taxham kommt nicht als ein anderer von seiner abenteuerlichen Reise zurück. Das einzige, was sich geändert hat, sind seine Füße: »mußte mir neues Schuhwerk kaufen«.

Und hier verläßt Handke die fremde, ferne Märchenwelt und kehrt an seinen Schreibtisch zurück. Denn es geht ihm nicht um die Wahrnehmung des Wunderbaren, sondern um die Sprache, die dieser und dem Erzählen überhaupt vorausgeht. »Du bist an die Grenzen der Welt geraten, Freund. Und du bist in Gefahr, jenseits der Grenzen der Welt zu geraten.« Der Apotheker nimmt einen Anlauf zum »Neusprechen«, zum »Worte-Neufinden« und bittet den »Aufschreiber«, den eigentlichen, aber im Unsichtbaren bleibenden Erzähler, seine Geschichte zu verschriftlichen. Erst im Schreiben kann sich die bleibende Form des »Augenblicks der Sprache« begründen. Die Erzählung hat damit ihre eigenen Voraussetzungen eingeholt.

Mit dem Rekurs auf den Ritterroman hat Handke das Erzählen noch einmal möglich gemacht. Das zu schreibende Buch ersetzt nun die Welt, es kreist referenzlos nur noch um sich selber und hinterläßt einen verzauberten Leser.

Peter Handke: In einer dunklen Nacht ging ich aus meinem stillen Haus. Roman, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 1997, 315 S., 48,- DM.

ROBERT MISIK

Von Amerika lernen

Tina Rosenbergs Band

»Die Rache der Geschichte«

Nein, ihr Buch »Die Rache der Geschichte« wollte Matthias Matussek, der immer braungebrannte SPIEGEL-Mann, der amerikanischen Journalistin Tina Rosenberg nicht durchgehen lassen. Sie sei »cleverer, als ihrem Buch guttut«, ätzte der Reporter, ihre Thesen kämen »wackelfest« daher, »pausbäckiger Entlarvungseifer« treibe die Autorin. Am Ende des Verrisses möchte man beinahe glauben, Frau Rosenberg schreibe für den SPIEGEL.

Was hatte Rosenberg getan? Sie hatte recherchiert, wie die Tschechische Republik, Polen und die in der Bundesrepublik aufgegangene DDR mit ihrer kommunistischen Vergangenheit, im besonderen mit der Hinterlassenschaft der diversen Staatssicherheits-Agenturen umgehen und darüber im Anschluß ein Buch geschrieben.

Herausgekommen ist ein lebhafter Thriller, in dem Menschen hinter verstaubten Aktenblättern zum Vorschein kommen. Eine Geschichte also, wie sie das postkommunistische Leben schreibt. Da ist von ehemaligen Dissidenten in der CSSR die Rede, die in den Konvoluten des StB vorkommen und aufgrund des vom Prager Parlament beschlossenen »Lustace«-Gesetzes plötzlich als Geheimpolizei-Büttel am Pranger stehen. Es kommen die dünnen Stimmen der Vernunft zu Wort, die nicht der kargen Prosa der Akten allein trauen – wie jene der CIARTA 77-Aktivistin, die nach Lektüre des Konvolutes über einen angeschwärtzten Mitstreiter sagt, aus den Akten entnehme man nur, was dieser gesagt habe: »Ich weiß, was der Betreffende alles *nicht* gesagt hat.«

Die griffigen Schlußfolgerungen, zu denen die Autorin bisweilen kommt, mögen der Ordnung des us-amerikanischen Diskurses geschuldet sein, manchmal auch einer gewissen Naivität, die dem Blick aus weiter Ferne eigen ist, etwa, wenn sie über eine Parole der Prager Revolution schreibt: »Wir sind nicht wie sie«, riefen die Menschen der Samtenen Revolution – die grausamste Lüge, um so grausamer, als sie sich damit selbst belügen.« An solchen Stellen ist das Buch ärgerlich: sind doch die verbohrtesten Aktenkrämer, die bärtigen tschechischen Ex-Dissidenten und die dünnlippigen deutschen Ex-Oppositionellen, was immer man über sie sagen kann, nicht wie »sie«, nicht wie die grauen StB-Herren und auch nicht wie

die Vernehmungsbeamten aus den Stasi-Knästen.

Doch Tina Rosenberg hat über Strecken ein zorniges Buch geschrieben und Anlaß für Zorn gibt es zuhauf. Dies erregt wieder die westdeutschen Rezensenten. Ein paar Stellen, für die Rosenberg beschimpft wird: »Die Säuberungen erreichten ihren unausgesprochenen primären Zweck – einen plötzlichen Überschuß an Angestellten und Beamten des öffentlichen Dienstes abzubauen.«

Ärgerlich? Übertrieben? Wer sich umtut an den Universitäten im Osten, der weiß, daß – auch – mit Hilfe der MfS-Akten ein Elitenwechsel ins Werk gesetzt wurde, der viele Assistenten aus dem Westen, die es in Tübingen, Frankfurt und Heidelberg wohl nicht mehr weit gebracht hätten, an C-4-Professorenstellen in Ostdeutschland gespült hat.

Über die Osis lesen wir: »Viele DDR-Bürger wünschten sich, in der Gegenwart im Westen zu leben, doch überraschend viele fühlten sich von der Ellbogenmentalität ... abgestoßen und waren dem Kommunismus dankbar, daß er aus ihnen Osis und keine dicken, selbstgefälligen, hiertrinkenden Wessis gemacht hatte ... Nur der Kommunismus hatte dafür gesorgt, daß Ostdeutschland Ostdeutschland blieb.« Ein in groben Strichen gemaltes Bild, vielleicht. Aber ist es deshalb so grundfalsch?

Ihren Freund Carlo Jordan, einen zotteligen Umweltaktivisten, zitiert Rosenberg: »Ich habe doch keine Revolution gemacht, um über Immobilien reden zu können.« Rosenbergs Replik: »Doch, das haben Sie ... Genau darum geht es bei dieser Revolution.«

Ganz falsch? Oder ist nicht etwas dran am heiligen Zorn darüber, daß sich nach den Leipziger Demonstrationen die DDR nur formal der BRD angeschlossen hat, in Wahrheit sich die beiden deutschen Halbstaaen zu einem neuen Gebilde vereinigten, das sich »Standort Deutschland« nennt? Sicher, es gibt manches zu bekritteln an dem Buch. Aber es läßt die Menschen aus den Akten zu Wort kommen. Und die Frage, die sich jene Kritik, die oft auch mit dem kulturreuropäischen Gestus daher kommt und alles Amerikanische, ob Hollywood, ob *Schindlers Liste*, ob Goldhagen und nun Rosenberg gerne abtut, zu stellen hätte, ist: Warum kommen die diskussionswürdigen Beiträge zur jüngsten deutschen Geschichte aus Übersee und nicht aus Mainz, Konstanz oder Halle?

Warum hat kein Jens Reich und kein Martin Walser etwas vorgelegt, was es mit Rosenbergs *Rache der Geschichte* oder auch mit Jane Kramers Prenzlauer-Berg-Reportage *Eine Amerikanerin in Berlin* aufnehmen könnte?

Die Debatte über die Stasi-Erbenschaft wird hierzulande von Leuten wie Joachim Gauck, Vera Lengsfeld und Henryk M. Broder dominiert. In den USA dagegen von Tina Rosenberg und Jane Kramer. Und so müssen wir demütig konstatieren: von Amerika lernen, heißt denken lernen.

Tina Rosenberg: Die Rache der Geschichte. Erkundigungen im neuen Europa, Hanser Verlag, München 1997, 487 Seiten, DM 49,80

WOLF SCHELLER

»Ihr reizender Castor«

Simone de Beauvoirs Briefe an Sartre

Waren sie wohl je – außer in den ersten Jahren – ein leidenschaftliches Liebespaar, jener gerade 1,57 Meter große schielende Philosoph und die ebenso schöne wie gelehrte Frau an seiner Seite, etwas trocken und wohl ziemlich humorlos und später immer mit diesem Turban um die Haare. Nein, die große, alles überdauernde Leidenschaft war die Sache dieses ungewöhnlichen Paares nicht, das bis zum Schluß seines mehr als 50 Jahre andauernden Zusammenseins nie aufhörte, sich zu siezen. 20 Jahre jung war die Studentin, als sie an der berühmten *Ecole Normale Supérieure* in Paris den ebenso frechen wie übermütigen Sartre kennenlernte. Der war das Haupt der drei »petits camerades«, die in der philosophischen Abteilung des elitären Collège im Jardin du Luxembourg den Ton angaben: Neben Sartre Simones erster Freund Herbaud und der spätere Schriftsteller und militante Kommunist Paul Nizan. Herbaud war es, der für Simone den Namen Castor erfunden hatte. Ihren Namen sprach er meistens englisch aus – also etwa wie »Beaver« – Biber, auf französisch eben Castor, ein »arbeitsames, geselliges Tier«. Sartre wird sie künftig als Castor anreden, als »mein geliebter Biber«, und sie unterschreibt nahezu all ihre Briefe an ihn mit »Ihr reizender Castor«.

Beide haben nie ein Blatt vor den Mund genommen. Sartre wie die Beauvoir ließen den anderen über die eigenen Verhältnisse und intimen Beziehungen niemals im Unklaren. Doch während Sartre in seinen Briefen häufig einen elegant pornographischen Stil pflegte, spielten

bei ihr die Alltagsdinge, auch die Sorge um den häufig abwesenden Gefährten eine ungleich wichtigere Rolle. Lange Zeit hatten auch die engsten Freunde und Angehörigen geglaubt, daß die fast ausnahmslos an Sartre adressierten Briefe verlorengegangen seien. Doch ein Jahr nach ihrem Tod fand die Adoptiv-Tochter Silvie Le Bon das Paket von insgesamt 312 handschriftlich verfaßten Briefen in einem alten Schrank. Sie sind die Antwort, die Ergänzung zu Sartres »Lettres au Castor et quelques autres«, die bei Gallimard drei Jahre nach seinem Tod herauskamen.

»Also, mein Kleiner, wie schlecht Sie schreiben. Es ist fast unleserlich...«, beschwert er sich Anfang Dezember 1939. Zu diesem Zeitpunkt ist der Soldat Sartre an einer Wetterbeobachtungsstation beim Stab der Artillerie im Abschnitt 108 auf Posten. »Mon amour, mon cher amour«, beginnen viele ihrer Briefe. Immer wieder spielt die Beauvoir mit der Körpergröße des in unerreichbare Ferne entschwundenen Geliebten. »Sie waren ganz nah bei mir, ganz lieber kleiner Mann...«, »Seien Sie gewiß, daß ich Sie zärtlich liebe, mein schönes kleines Wunderwerk...« Sie küßt ihn tausendmal, den »besten Kleinen«, bewundert sein Aussehen, »wie Sie so schön sind in ihrem kleinen blauen Pyjama«. Hingegen: Alles, was groß ist – wie etwa der Italiener im Zug, der sie mit seinem dicken Hintern an Mussolini erinnert – findet sie ganz schrecklich. Auch ihr zeitweiliger Freund und Schlafgenosse Bost ist natürlich der »kleine Bost«. Aber an Sartre, »mein süßes kleines Geschöpf«, reicht er eben nicht heran.

Diese frühen Briefe der Beauvoir aus den Jahren 1930 bis zum Kriegsjahr 1939 atmen die Hektik, die ihren Lebensrhythmus seit ihrem Kennenlernen bestimmt. Das dauert praktisch an, bis Sartre seinen Militärdienst antrat. Sie sahen sich dann nur noch an den Wochenenden. Aber oft genug bekam er dann auch keinen Urlaub. Und die Tage dazwischen zogen sich lang und elendig dahin. Sartre, seit Januar 1930 in der Nähe von Tours stationiert, kam in der Regel alle drei Wochen ins 150 Kilometer entfernte Paris, während Simone fast jeden Sonntag zu ihm hinaus fährt, meistens mit einem Armvoll Bücher beladen. Beide schreiben und lesen, lesen und schreiben. Intellektuell sind sie sich ebenbürtig. Oft schreiben sie sich täglich zwei bis drei Briefe. Auf Mitteilung von Simonas Amouren mit Angehörigen beiderlei Geschlechts reagiert er ohne jeglichen Anflug von Eifersucht, was ihr weitaus schwerer fällt. »Jetzt werde ich mich um Sie kümmern«, sagt er ihr eines Tages im Sommer 1929. »Zum er-

sten Mal«, schreibt sie in *Memoiren einer Tochter aus gutem Hause*, »fühlte ich mich in meinem Leben geistig von einem anderen beherrscht«. Und: »Jede Stunde, die ich nicht mit ihm verbrachte, war verlorene Zeit.«

Sartre wollte nach dem Militärdienst ursprünglich ins Ausland gehen, nach Tokio. Als er diesen Lehrauftrag nicht bekommt, wird ihm eine Stelle an einem Jungengymnasium in Le Havre angeboten. Er nimmt an, während der »geliebte Castor« an einem Mädchengymnasium in Marseille die erste Anstellung erhält. Später geht sie nach Rouen. Man trifft sich wiederum an den Wochenenden in Paris und in den Ferien. Sartre trägt jetzt Rollkragenpullover und sein berühmtes Kunstpelzmäntelchen. Er steigt in billigen Hotels ab, immer im Dunstkreis des Montparnasse, während Simone endlich ihr eigenes Zimmer bei ihrer Großmutter an der Place Denfert-Rochereau bezogen hat. Dem »aller-nettesten Kleinen« schreibt sie aus Albertville: »Etwas äußerst Angenehmes ist mir passiert, das ich mir bei der Abreise nicht hätte träumen lassen – ich habe nämlich vor drei Tagen mit dem kleinen Bost geschlafen, natürlich war ich es, die den Vorschlag machte – die Lust dazu war uns beiden gekommen, wir hatten tagsüber ernste Gespräche, und die Abende waren unerträglich drückend.«

Kein Zweifel: Die Beauvoir, die mit ihren 22, 23 Jahren selbst noch wie eine Schülerin aussah, hatte ihre eigene Sexualität entdeckt, was sie ein wenig aus der Fassung warf. Sie verbrachte Tage und Wochen von Sartre getrennt und bemerkte, worüber sie sich auch wortreich ausläßt, daß ihr Körper sich nach seinem sehnte und daß seine körperliche Abwesenheit ihr Schmerzen bereiten konnte. Es war eine der ungewöhnlichsten Liebesbeziehungen, die man sich vorstellen kann. Sie hatten zu Beginn einen »Vertrag auf Abruf« geschlossen, in dem sie sich volle Freiheit, ein gleichberechtigtes Zusammenleben ohne Eifersucht und Besitzanspruch zugestanden hatten. Aber – man mag es drehen und wenden wie man will: Wer in dieser wunderlichen Beziehung leidet, ist die Beauvoir. Die frühen Briefe bezeugen nicht nur den Ton einer tiefen Immitigkeit, sie lassen auch ahnen, wer von beiden der stärkere ist. Trübsinn überfällt die Briefeschreiberin, wenn sie den Gefährten verlassen hat. Ihr erster Gang führt sie zur Post, wo sie sogleich den Brief aufgibt: »Auf Wiedersehen, Sie, mon amour, mein Leben – ich liebe Sie, ich möchte Sie sehen; wie ich Sie brauche, wie ich armselig wäre, wenn es Sie nicht gäbe, und wie Sie nett zu mir sind, süßes kleines Geschöpf! Ich umarme Sie ganz leidenschaftlich. Ich liebe Sie...«

Olga und Marie

Von politischem Interesse ist bei ihr in den dreißiger Jahren kaum etwas zu spüren. Auch bei Sartre nicht, der 1933 ein längeres Forschungsstipendium am *Institut Français* in Berlin annimmt, das damals nicht unbedingt der ruhigste Ort war, um Philosophie zu studieren. Von den Beunruhigungen, die Hitlers Machtergreifung im Ausland auslöst, findet man in der Korrespondenz der Beauvoir kein Wort. Daß sie sich von Ängsten und Eifersuchtsempfinden keineswegs freimachen kann, verschweigt sie nicht. In Berlin gibt es für Sartre eine »Marie«, vorher in Paris war es eine »Olga«. Simone läßt das keine Ruhe, sie fährt nach Berlin – und sie muß sich eingestehen, daß die Eifersucht »ein Gefühl ist, das ich nicht unterschätze und zu dem ich sehr wohl fähig bin«. Als der Krieg ausbricht, »war das ein furchtbarer Schock für mich«, schreibt sie Sartre, »ich habe auf der Stelle zu weinen angefangen und bin zu mir gegangen, um mich auszuweinen und mich zu beruhigen.«

In dem einen knappen Jahr, in dem sich auf beiden Seiten nicht viel tut, in dieser Phase des »drôle-de-guerre« ist die junge Philosophielehrerin voll und ganz damit beschäftigt, für den »kleinen Entzückenden« alles zu besorgen, was

der Soldat Sartre in der Einsamkeit seiner Wetterdienststation so benötigte. Sie hatte den Soldaten J.P.S. am 2. September 1939 um 3 Uhr morgens zur Gare de L'Est begleitet. Rilke und Carossa im Tornister, begann für Sartre nunmehr eine Zeit des Wartens, in der er keinen einzigen Schuß abzugeben brauchte. Am 21. Juni 1940 ging er dann mit 25 000 Mann in die Kriegsgefangenschaft bei Trier.

Als die Deutschen Paris besetzen, flieht die Beauvoir zunächst, kehrt aber bald wieder zurück und unterrichtet weiter an ihrem Lycée (»habe Hegel erklärt, was mir Spaß macht«), besucht Konzerte und Theateraufführungen, erlebt erotische Höhen und Tiefen mit Wanda, Kos, Sorokine und Vedrine – und schreibt Brief um Brief. Aber – was sie dem Freund damals nicht schreibt – sie leidet an der Atmosphäre in Paris, an der diffusen Stimmung: »Der Sieg stand jedem Deutschen ins Gesicht geschrieben. Jedes französische Gesicht war eine schreiende Niederlage.« Sie will sich ablenken, auf andere Gedanken bringen. Sie studiert wieder in der Nationalbibliothek, beschäftigt sich mit Hegel – und eines Tages ist auch Sartre da, mit Hilfe gefälschter Papiere aus der Gefangenschaft entlassen. Man sieht sie jetzt häufig im Café de Flore am Boulevard Saint-Germain.

Everlasting love: Sartre und de Beauvoir

Foto: dpa/afp



Stalingrad – die Kriegswende. Sartres Stücke *Geschlossene Gesellschaft* und *die Fliegen* waren noch unter der Besatzung aufgeführt worden – jetzt, im August 1944 ist für die Menschen in Paris der Krieg vorbei. Sartre und die Beauvoir gehören längst zu den gefeierten Intelligenzheroen des Montparnasse. Er propagiert den Existentialismus, man trägt die Farbe Schwarz und man lauscht der Sängerin Juliette Gréco.

Beide stürzen sich in Abenteuer und Beziehungen. Für Simone de Beauvoir ist vor allem die Begegnung mit dem amerikanischen Schriftsteller Nelson Algren von zentraler Bedeutung. Sie reist und lebt in den Staaten auf den Spuren Sartres. An vielen Orten war er eben vor ihr gewesen, unmittelbar nach dem Krieg. Jetzt schreibt sie ihm von ihrer Vortragsreise durch Nordamerika, wo sie über den französischen Existentialismus spricht. Sie reist mit Algren nach Guatemala und nach Mexiko. Sie liebt New York – wie Sartre – aber sie liebt vor allem diesen ungewöhnlichen Mann an ihrer Seite – Nelson Algren. Stört das ihr Empfinden für den Gefährten ihrer Jugend im fernen Europa? »Auf Wiedersehen, Sie, mein Leben, meine Seele...« Immer noch ist er ihr »lieber Kleiner«. Immer noch wartet sie »ungeduldig auf einen Brief«. Wen lernt sie nicht alles kennen: Man Ray und Erwin Piscator; sie trifft alte und neue Freunde in Chicago und New York.

Sartre ist mit seiner Mutter, genannt »You«, inzwischen in die Rue Bonaparte gezogen. Häufig verbringt er die Nächte in umliegenden Hotels, er arbeitet viel, nimmt Aufputzmittel, trinkt Whisky (auch diese Leidenschaft teilt er mit der Beauvoir). Später reisen beide kreuz und quer durch Europa, durch Afrika, durch die Sowjetunion und nach Kuba. Sartre scheint die Liebe der Beauvoir – ähnlich wie im Fall von Claude Lanzmann – weggesteckt zu haben, ob einfach oder mit Schmerzen, darüber gibt es keinen Beleg. Algren immerhin kommt in ihren Briefen nur als guter – oder: sehr guter Freund vor. Den Liebhaber blendet sie aus, anders als in ihrem berühmten Roman *Les Mandarins*, wo sie auf zwanzig Seiten die Tage mit Algren recht freizügig schildert: »Er war nackt, ich war nackt, und ich fühlte keine Scham; sein Blick konnte mich nicht verletzen; er prüfte mich nicht. Von den Haaren bis zu den Zehen lernten seine Hände mich auswendig.«

Die vielen Krisen ihrer Partnerschaft, die Affären und Streitigkeiten – sie gehören längst zur Literaturgeschichte und sind schon Legendenstoff. Die Briefe der Beauvoir bezeugen aber, wie verwundbar diese Frau bei allem nach

außen gezeigten Selbstbewußtsein war. Es war kein Stereotyp, wenn sie ihm immer wieder schrieb: »Ich liebe Sie mit aller Kraft. Ihr reizender Castor.«

Simone de Beauvoir: Briefe an Sartre. Band 1: 1930–1939, 528 S., DM 58,-

Band 2: 1940–1963, 592 S., DM 58,-, Rowohlt Verlag, Reinbek 1997

PETER VOGT

Politik der Menschenrechte

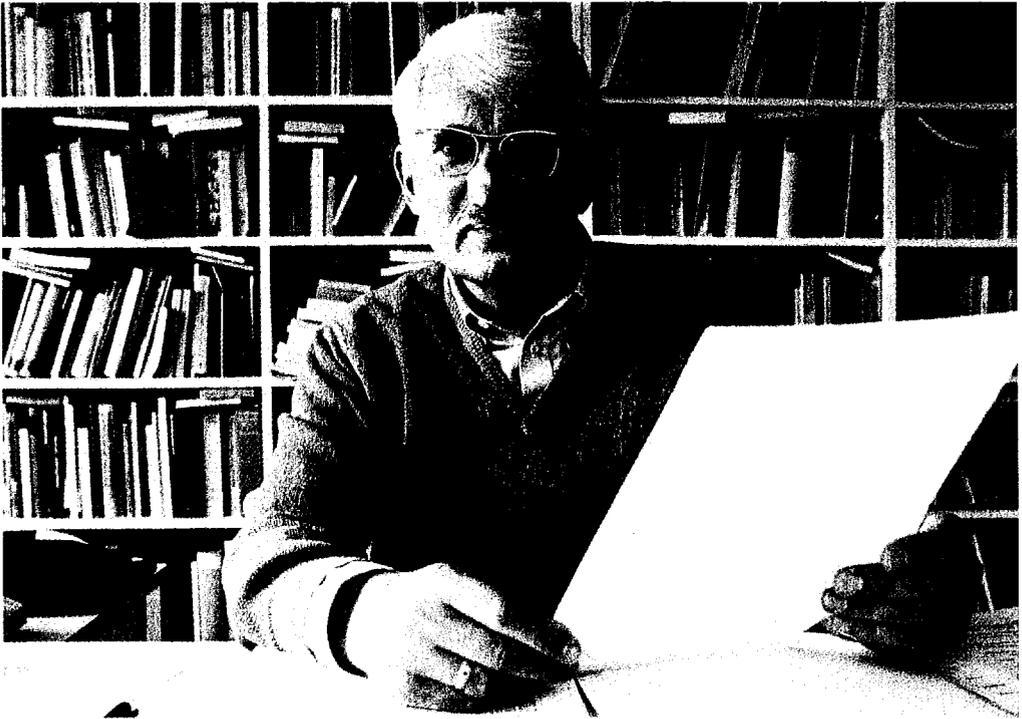
Jürgen Habermas

präzisiert die Diskursethik

Die Produktivität von Jürgen Habermas scheint keine Grenzen zu kennen. Kaum hat der redlich bemühte Interpret nachvollzogen, inwiefern Habermas die Grundbegrifflichkeit seiner Gesellschaftstheorie (*Theorie des kommunikativen Handelns*) auf das Feld der Rechts- und Staatsphilosophie (*Faktizität und Geltung*) überträgt und dabei mitunter auch revidiert, schon präsentiert Habermas unter dem Titel *Die Einbeziehung des Anderen* eine neue umfangreiche Studie, ein Plädoyer für einen kontextsensiblen Universalismus, wobei er freilich auf zentrale Argumente von *Faktizität und Geltung* rekurriert.

Damit nicht genug, erscheint nahezu zeitgleich in der *Bibliothek Suhrkamp* das Bändchen *Vom sinnlichen Eindruck zum symbolischen Ausdruck*, in welchem Habermas in eher essayistischer Manier »Bruchstücke einer philosophischen Zeitgeschichtsschreibung« vorlegt. Die mit spitzer Feder gezeichneten Profile von Freunden und Kollegen vermögen aber nicht nur literarisches Vergnügen zu bereiten. Wenn Habermas etwa Interna über seine und Apels Studienzeit bei Rothacker in Bonn berichtet, so ist dies auch von systematischem Interesse.

Der konzeptionell wichtigste Aufsatz des Bandes widmet sich freilich der Philosophie Ernst Cassirers, ein Philosoph, der in Deutschland ja nie die ihm gebührende Aufmerksamkeit erlangte. Habermas deutet Cassirers *Phi-*



Jürgen Habermas

Foto: AKG

losophie der symbolischen Formen interessanterweise als den Versuch einer semiotischen Umformung der Transzendentalphilosophie. Auf genau diese Weise hatte ja bereits Karl-Otto Apel das Werk des amerikanischen Pragmatisten Charles Sanders Peirce gedeutet. Als besonders attraktiv empfindet Habermas dabei offensichtlich Cassirers anthropologische These, derzufolge das Symbole verwendende Wesen Mensch wesentlich durch die symbolische Verarbeitung von sinnlichen Eindrücken zu sinnhaften Gebilden charakterisiert ist. Dieses von Cassirer ermittelte Konstitutivum menschlicher Existenz verweist nämlich für Habermas auf ein »Stück Zivilisierung«, auf einen normativen Gehalt also, welchen Cassirer selbst bedauernswerterweise niemals explizit ausgearbeitet hat.

Bis auf den Cassirer-Aufsatz bleiben Habermas' Ausführungen in *Vom sinnlichen Eindruck zum symbolischen Ausdruck* aber zu meist von einem eher rhapsodischen Stil gekennzeichnet.

Im Gegensatz hierzu verfolgt die zweite hier anzuzeigende Neuerscheinung durchweg ein systematisches Interesse. In *Die Einbeziehung des Anderen* geht es Habermas, wenn ich recht sehe, um dreierlei:

Auf einer moraltheoretischen Ebene verteidigt Habermas die Kontextsensibilität einer universalistisch angelegten Moralphilosophie. Habermas reagiert somit auf das in den letzten Dekaden unter dem Stichwort der »Differenz« immer deutlicher formulierte Mißtrauen gegen die assimilatorischen Tendenzen des Universalismus, welches freilich mittlerweile immer mehr zu einer Modeerscheinung zu verkommen droht. Gegen die Bedenken der Postmoderne bemüht sich Habermas um den Nachweis, daß sich ein wohlverstandener Universalismus gerade nicht auf die Gleichbehandlung des Gleichartigen beschränkt, sondern sich sehr wohl auch auf die Person des Anderen in ihrer Andersartigkeit zu erstrecken vermag. Eine diskurstheoretisch angelegte Moralphilosophie bringt, so lautet der Tenor von Habermas' moraltheoretischer Argumentation, Differenzen nicht zum Verschwinden, sondern gerade erst zur Geltung. Habermas' Plädoyer für einen differenzempfindlichen Universalismus entwickelt sich dabei als Resultat einer äußerst komplexen und verzweigten Auseinandersetzung mit anderen wichtigen Strömungen der gegenwärtigen Moralphilosophie. Freilich hätte man sich gerade an dieser Stelle einiges anders gewünscht: Die Auseinandersetzung

mit Martin Seels Versuch zur Formulierung einer formalen Theorie des Guten beschränkt sich auf ein paar knappe Bemerkungen. Gegen Seel wendet Habermas ein, daß auch dessen formale Theorie des Guten entgegen ihrer Intention noch von substantiellen und anthropologischen Argumenten imprägniert bleibt. Dies mag ein treffender Einwand sein. Aber trifft er nicht auch die Diskursethik selbst? Auch Bernard Williams' scharfsinnige, obschon sicherlich diskutabile Kritik an der für deontologische Moraltheorien konstitutiven Trennung von ethischen und moralischen Fragestellungen wird bedauernswerter Weise nur am Rande erwähnt. Die kantische Trennung von Ethik und Moral bleibt auch in diesem neuesten Werk die *conditio sine qua non* der Habermasschen Moralphilosophie.

Ein anderer möglicher Einwand richtet sich ferner gegen die von Habermas apostrophierte »Arbeitsteilung von Moral- und Handlungstheorie«. Wenn Habermas für eine »intellektualistische Trennung des moralischen Urteils vom Handeln« plädiert und den *moral point of view* damit offensichtlich allein in rationalen Diskursen verkörpert sieht, dann scheint seine Position auf einen Dualismus von Sprache und Handlung hinauszulaufen, den andere moraltheoretische Positionen, etwa eine vom amerikanischen Pragmatismus inspirierte Perspektive, nicht akzeptieren können. Daß eine moraltheoretische Position, welche Normen nicht im Rekurs auf die Essentialien der menschlichen Sprache gewinnt, sondern vielmehr aus der Situation des sich in einem moralischen Konflikt befindenden Handelnden selbst ableitet, von Habermas nicht diskutiert wird, ist möglicherweise mehr als eine Nachlässigkeit.

Auf einer *zweiten* Ebene geht es Habermas offensichtlich, dies zeigt bereits der Untertitel an, um *Studien zur politischen Theorie*. In Abgrenzung von John Rawls' Politischem Liberalismus entwickelt Habermas hier die Position eines Kantischen Republikanismus.

Bekanntlich reklamiert der späte Rawls für seine Gerechtigkeitstheorie nur noch den Anspruch auf »Vernünftigkeit«, nicht mehr den auf »Wahrheit«. Wie freilich die Differenz dieser beiden Geltungsansprüche zu denken ist, bleibt bei Rawls stets unklar und hat folglich die unterschiedlichsten Deutungen auf den Plan gerufen. An exakt dieser Stelle entzündet sich auch Habermas' Kritik an Rawls.

Habermas wirft Rawls nämlich vor, den Maßstab des »Vernünftigen« nicht als ein Gültigkeitskriterium für Fragen praktischer Vernunft zu verstehen, sondern eher als Attribut einer zivilen und reflektierten Einstellung libe-

raler Toleranz. Dann aber kann Rawls laut Habermas nicht mehr in einem starken Sinne begründen, warum etwa Fragen der Gerechtigkeit Vorrang vor Fragen eines authentischen Lebens haben sollen. Für Habermas aber muß das Attribut »vernünftig« als gleichbedeutend mit »moralisch wahr« verstanden werden.

Diese zunächst abstrakt erscheinenden Differenzen zwischen Rawls' Politischem Liberalismus und Habermas' Kantischem Republikanismus sind mehr als nur theoretische Scheingefechte. Hierin artikulieren sich auch Meinungsverschiedenheiten, die auf einer konkreten politischen Ebene liegen.

Der Witz von Habermas' Kantischem Republikanismus besteht nämlich gerade in der Behauptung eines internen Zusammenhangs von privater und öffentlicher Autonomie. Im Gegensatz zu einem auf einen negativen Freiheitsbegriff fixierten Liberalismus ist Habermas' Republikanismus zufolge niemand allein schon deshalb frei, weil er in seiner privaten Lebensführung vor willkürlichen staatlichen Übergriffen geschützt ist. Die Adressaten des Rechts sind nicht wirklich frei, wenn sie sich nicht zugleich auch als dessen Autoren verstehen können. Aus dieser Perspektive heraus kritisiert Habermas nicht nur den negativen Freiheitsbegriff des Liberalismus, sondern auch die für den späten Rawls konstitutive Trennung von privater und öffentlicher Sphäre.

Drittens erörtert Habermas schließlich die Konsequenzen, welche sich aus den Grundpositionen eines differenzsensiblen Universalismus und eines Kantischen Republikanismus für die Formulierung einer konkreten Politik der Menschenrechte ergeben. Wie läßt sich eine Position formulieren, die den schwierigen Kurs zwischen der Skylla eines in moralischen Kategorien argumentierenden Menschenrechtsfundamentalismus und der Charybdis einer zynischen Entmoralisierung der Politik findet? In diesem Kontext wird Habermas zu einer erstaunlich ausführlichen Auseinandersetzung mit der Position Carl Schmitts getrieben. Diese Ausführlichkeit erstaunt freilich nur auf den ersten Blick, verschafft doch die intensive Rezeptionsgeschichte des Schmittschen Opus einer auf höchstem intellektuellen Niveau argumentierenden Verachtung für die Menschenrechte bis heute in der BRD nachhaltende Wirkung.

Unter dem Motto »Humanität, Bestialität« kritisiert Schmitt bekanntlich jeglichen Versuch einer internationalen Durchsetzung der Menschenrechte als selbstzerstörerische Moralisierung der Politik. Die aus einer universalistischen Rhetorik zwangsläufig resultierende mo-

ralische Disqualifizierung des Feindes verhindert für Schmitt gerade die rechtlich institutionalisierte Begrenzung jenes Kampfes, der der Menschengattung unhintergebar eingeschrieben zu sein scheint, und entgrenzt diesen vielmehr erst in ungeahnte Dimensionen. Darin besteht für Schmitt der »Betrug des Humanismus«.

Daß Schmitt hier alles andere als eine exotische Position formuliert, verdeutlicht die nachhaltende Wirkung von Hans Magnus Enzensbergers jüngst erschienenen *Aussichten auf den Bürgerkrieg*. Auch Enzensbergers Essay bezeichnet den Universalismus als eine moralische Falle und empfiehlt den Rückzug auf das Eigene bzw. die Abwehr des Fremden. Daß sich Enzensberger dabei weitgehend auf eine krude Anthropologie, die er offensichtlich Arnold Gehlen entlehnt hat, beruft, ist hier sekundär. Wichtiger ist, daß eine den Atavismus marodierender *warlords* beschwörende literarische Skizze zwar ungeheure Suggestionskraft zu entwickeln vermag, aber offensichtlich Sinn und Begriff der Menschenrechte mißverstehen. Habermas gelingt nämlich der Nachweis, daß sowohl Schmitt als auch Enzensberger den spezifischen Sinn von Menschenrechten mißverstehen. Denn ebenso wie auch Kant den Begriff der Menschenrechte interessanterweise in seiner *Rechtslehre* thematisierte, so begreift auch Habermas Menschenrechte als juridische, nicht als primär moralische Kategorie. Natürlich entzieht auch Habermas den Menschenrechten nicht ihren moralischen Gehalt. Aber Menschenrechte gehören für Habermas einer Ordnung positiven Rechts an, welche einklagbare subjektive Rechtsansprüche begründet, die allen Menschen als Bürgern einer weltbürgerlichen Ordnung zustehen. Weder führt, wie Schmitt suggeriert, eine wohlverstandene Politik der Menschenrechte zu einer fatalen und kontraproduktiven Moralisierung der Politik, noch muß eine interventionistische Menschenrechtspolitik zu einem Kampf gegen das Böse entarten. Habermas folgt vielmehr Kant und dessen Vision der Etablierung eines weltbürgerlichen Zustandes. Dann aber erscheinen Menschenrechtsverletzungen nicht als primär unter moralischen Gesichtspunkten illegitime Handlungen, sondern vielmehr als einer Rechtsordnung zuwiderlaufende, kriminelle Handlungen.

Jürgen Habermas: *Die Einbeziehung des Anderen. Studien zur politischen Theorie*, Suhrkamp Verlag Frankfurt a. M. 1996. 404 Seiten, (Leinen) DM 64,-

Ders.: *Vom sinnlichen Eindruck zum symbolischen Ausdruck*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M., 1996, 154 Seite, DM 22,80

MARKUS BUSSMANN

Pfeifen im Wald der Postmoderne

Benjamin Barber über

»Coca Cola und Heiliger Krieg«

Zu Jahrhundertwenden scheinen kulturkritische und pessimistische Zukunftsprognosen Hochkonjunktur zu haben. Der derzeitige Boom an sozialwissenschaftlicher Literatur in Endzeitstimmung – man denke national nur an Autoren wie Robert Kurz und Claus Koch, international an Huntingtons *The Clash of Civilizations* – unterstreicht dieses *Fin-de-siècle*-Gefühl. Begründet ist dieses Krisenbewußtsein nicht allein durch das bevorstehende Jahr 2000, sondern die düsteren Prognosen stellen einen Reflex dar auf die schrillen Marktapolgien, auf das Triumphieren anarcho-kapitalistischer Ideen sowie Vorstellungen eines »Endes der Geschichte« (Fukuyama) direkt nach dem vermeintlichen Sieg im Weltbürgerkrieg gegen das planwirtschaftlich-realsozialistische Modell. Angesichts von immer offensichtlicherem Marktversagen fragen nun viele Autoren, ob sich westliche, liberal-demokratische Gesellschaften nicht in der Pyrrhus-Position wiederfinden.

Ein neues gedankliches Korrektiv des marktwirtschaftlichen Modells ist der Kommunitarismus, der bescheidener daherkommt, sich aber auch – besonders deutlich bei Benjamin Barber – an sozialistischer Quelle labt. In seinem neuesten Buch *Coca Cola und Heiliger Krieg* bietet der amerikanische Politikwissenschaftler einen trüben Ausblick auf die Zukunft von Demokratie und Freiheit. In seinem in Deutschland zuletzt erschienenen, schon 1984 in den USA veröffentlichten Hauptwerk *Starke Demokratie* hatte Barber noch ein Programm für mehr Partizipation in der Politik entworfen. Nun sieht er in der fortschreitenden Globalisierung und im weltweiten Wiederaufflammen nationaler und fundamentalistischer Konflikte die beiden großen Entwicklungen unserer Zeit. Kritiker der einen Hauptströmung hatten bisher immer automatisch auf die zähmende Wirkung der anderen gesetzt, wollten tribalistische Tendenzen durch die kleiner werdende Welt der Waren ausbalanciert sehen – oder umgekehrt. Barber jedoch stellt in seiner Analyse der »alten Welt des Dschihad« und der »neuen Welt von McWorld« fest, daß im »Spannungsfeld zwischen babylonischem Chaos und Disneyland« Demokratie und Freiheit zerrieben werden. Daß Fundamentalismen wenig freiheitsförderlich sind, ist einsichtig. Trotz gegenteiliger Beteuerungen führen aber auch

Märkte, selbst wenn sie »frei« sind (und Barber führt etliche Gegenbeispiele gerade im zukunftsprägenden Infotainmentsektor an), nicht automatisch zu Demokratie. Das Credo des Westens entzaubert sich seit 1989.

Barbers Hauptthese lautet, daß Kapitalismus und Fundamentalismus sich zwar spinnefeind sind, sie jedoch ein geheimes gemeinsames Ziel, eine *hidden agenda* haben: die Abschaffung von Demokratie und Freiheit betrieben durch Entmündigung der Bürger mittels »Fast food für alle« bzw. »Balkanisierung der Nationalstaaten«. *Les extrêmes se touche* – auch auf globaler Ebene? Fundamentalistische Mullahs und Freihandelsapostel Hand in Hand? Immerhin, so Barber, haben beide den selbständigen Nationalstaat zum Feind, und beiden sind Werte wie Allgemeinwohl, Verantwortlichkeit und Demokratie egal. Diese haben in der neuen Dialektik der Postmoderne keine Heimstatt mehr, weil ihr bisheriger Hort, der Nationalstaat, in dem Zangengriff von McWorld und Dschihad verkümmere.

Der Kommunitarismus betont das lange übersehene dritte Ideal der Französischen Revolution. Zwei Jahrhunderte lang ging es vor allem um das Spannungsfeld zwischen individueller *liberté* und sozialer *égalité* – auf der Strecke blieb dabei oft die *fraternité*. Sie findet sich höchstens als folgenloses Postulat in Sonntagsreden. Die Brüderlichkeit zu reaktivieren wird nicht einfach sein, denn es fehlt eine *pressure group*, die ähnlich dem liberalen Bürgertum oder der Arbeiterbewegung der Durchsetzung Nachdruck verleihen könnte. Somit kann Barber keine Musterlösungen anbieten, sondern muß auf basisdemokratisches Bürgerengagement hoffen. Was aber, wenn der Gemeinsinn uns den Gefallen nicht tut zu erstarken, wenn es kein Zurück mehr gibt?

Traditionelle Gemeinschaften verlieren zusehends ihre Integrationsfähigkeit angesichts der Mobilität, die das Wissen und die Industrialisierung den Menschen verliehen hat. Die Globalisierung löst von der Nachbarschaft bis zum Nationalstaat alte Sozialgefüge unabwendbar auf. In der Vormoderne wurde das Individuum in eine Gemeinschaft hineingeboren – sie war eine natürliche und konstante Umweltvorgabe. In den »neuen Unübersichtlichkeiten« (Habermas) der fortschreitenden Modernisierung muß Gemeinschaft erst erzeugt werden. Zurecht weist Barber darauf hin, daß neue Nationalismen, die ethnisch-kulturelle Abgrenzung des Dschihad nichts weiter als eine identitätssuchende Gegenbewegung zur Globalisierung darstellen, mithin künstlich erzeugt sind und sich an austauschbaren Merkmalen orientieren.

Ebenso künstlich ist jedoch der Rückgriff auf die Gemeinschaft. Barber schwebt die Wiedererfindung der Kommunität durch staatsbürgerliches Engagement vor, also als hegelsche »Einsicht in die Notwendigkeit«. Doch verläßt ihn zusehends der Mut, daß die Menschen einsichtig genug sind für neue Gemeinschaft und Demokratie. Dem Autor ergeht es wie vielen seiner Mit-Kommunitarier: Auffallend oft flieht er bei der Beschreibung der Zukunftsperspektiven in Verben wie »müssen« und »dürfen nicht«. Es ist das Pfeifen im Wald der Postmoderne angesichts der großen Schwierigkeit, umsetzbare Gegenstrategien zur Globalisierung zu entwickeln. Die Gemeinschaft droht zum Hilfskonstrukt zu werden, zur Verdrängungsstrategie der Befürchtung, daß die Gesellschaft nicht mehr viel zusammenhält, wenn die Sekundärtugenden hinweggefegt sind. Helmut Schmidts Klage über deren Verfall belächelt heute kaum noch jemand.

Zugegeben: Barber argumentiert mit einem groben Raster. Er subsumiert die Bürgerkriege von Ruanda und Jugoslawien, christlichen wie muslimischen Fundamentalismus alle unter dem einen Begriff Dschihad, reißt damit höchst unterschiedliche Phänomene und politische Entwicklungen aus ihren spezifischen Zusammenhängen und Ursachenbündeln heraus und schert sie über einen kritischen Kamm. Außerdem könnte der Autor dem Individuum manchmal etwas mehr zutrauen – etwa die Fähigkeit, »nein« zu sagen und sich unerwünschten Folgen von globalem Kommerz zu entziehen. Gar so manipuliert- und verführbar durch McWorld ist der einzelne Konsument dann doch nicht. Niemand wird schließlich dazu gezwungen, MTV zu gucken oder Bennetton zu kaufen.

Doch haben all diese Überspitzungen einen Sinn: Barbers bewußt populär gehaltenes Buch (nur zu gut kennt er die Vermarktungsnotwendigkeiten von McWorld) will aufrütteln. Wer aber einen Anstoß geben will, muß auch Anstoß erregen. Dies vermag *Coca Cola und Heiliger Krieg*, denn das Gesamtszenario ist höchst beunruhigend und beängstigend real. Die Prognosen eines schwindenden Spielraums des Individuums, die berechtigzte Kritik an der Diktatur globaler Märkte, das Aufzeigen der Gefahren für Demokratie und Freiheit durch Kapitalismus und Fundamentalismus stellen eine brillante unbehagliche Gegenwartsdiagnose und Zukunftsaussicht dar.

Benjamin R. Barber: Coca Cola und Heiliger Krieg. Wie Kapitalismus und Fundamentalismus Demokratie und Freiheit abschaffen, Scherz-Verlag, Bern/München/Wien 1996, 320 Seiten, DM 49,80

Pagemaker-Archäologie

Elisabeth Eisenstein schreibt über »Die Druckerpresse«

Die Geschichte der Medientechnologie und ihre Auswirkungen auf Wissenschaft, Gesellschaft und Kultur scheint ein ungeliebter Forschungsgegenstand zu sein. Dieser Eindruck läßt sich zumindest gewinnen, wenn man beobachtet, mit welchen Vorbehalten zum Beispiel die Texte Marshall McLuhans oder Friedrich Kittlers in Deutschland rezipiert werden. Zuwenig Seele, zuwenig Geist, zuwenig Menschlichkeit, zuwenig Ethik? – Offenbar fällt es schwer, bedeutende Kulturwandlungen der Menschheit durch ein abgeklärtes medientechnologisches Apriori anzuschauen. Allzu voreilig sind wir immer noch gewillt, uns selbst – als Humanisten – auf die idealistische Schulter zu klopfen und am Beginn der Moderne den Geist und die Ideale der Aufklärung als wirkungsmächtigste Ursachen zu sehen.

Wie immer es nun genau auch steht im Verhältnis von Idealismus und Materialismus, das medientechnologische Apriori ist, soweit es sich als »informationstheoretischer Materialismus« (Kittler) beschreiben läßt, ganz ähnlichen Anfeindungen ausgesetzt wie ökonomische oder machtsoziologische Studien. Diese Diskurslage wird auch daran deutlich, daß ein Standardwerk wie Elisabeth L. Eisensteins *Die Druckerpresse* erst 18 Jahre nach seinem ersten Erscheinen in den USA auf Deutsch zugänglich wird. Unter Berücksichtigung dieser Bedingungen ist Eisensteins Untersuchung vom Herausgeber gut situiert worden, erscheint sie doch praktisch zeitgleich mit der Neuauflage von McLuhans *Gutenberg-Galaxis*.

Die Studie Eisensteins zeigt jenseits rein theoretischer Debatten, wie sehr kultur- und geisteswissenschaftliche Betrachtungsweisen durch eine medientheoretische Perspektive gewinnen können. Allzuleicht wird in der Debatte über geistige Einflüsse, die in der beginnenden Moderne gewirkt haben, vergessen, welche Auswirkungen die Bereitstellung einer neuen Technologie zur zuverlässigen Reproduktion von Texten und Illustrationen haben mußte. Mit einigen allgemeinen Bemerkungen ist diesbezüglich noch nichts gewonnen. Auch verstellt man sich den Blick, wenn man sich zu sehr von Fragen der Verbreitung von Texten in größeren Bevölkerungsschichten leiten läßt. Viel wichtiger, so Eisensteins methodische Anmerkung, erscheint es doch zu überprüfen, welche Auswirkungen die Druckerpresse und der durch sie ermöglichte florierende Markt phi-

losophischer, wissenschaftlicher und theologischer Texte auf die intellektuelle Elite Europas, die »Gelehrtenrepublik«, hatte.

Oder: Welche Rolle spielten die Werkstätten der Buchdrucker, z.B. die des Aldus Manutius (nach dem heute ein DTP-Programm heißt), für diese Republik? In den Werkstätten trafen sich Astronomen und Theologen, Handwerker und von einem neuen Unternehmergeist beseelte Verleger. »Der Gedanke an eine Vielzahl von Buchdruckereien in verschiedenen Städten, wobei jede einen intellektuellen Kreuzungspunkt darstellte, ein ›Internationales Haus‹ im Kleinformat – als Treffpunkt, Nachrichtenübermittlungszentrum und Zufluchtort in einem – erscheint für die historische Vorstellungskraft ... stimulierend. Im späten 16. Jahrhundert wurde zum ersten Mal in der Geschichte einer Zivilisation das Konzept einer *Concordia Mundi* auf einer wirklich globalen Ebene entwickelt, wobei der Rahmen für die ›Menschheit‹ so weit gespannt war, daß er alle Völker der Erde einschloß. Um zu verstehen, wie es dazu kam, gibt es keinen besseren Ansatzpunkt als die Gastfreundschaft, die von Verleger-Kaufleuten und gelehrten Buchdruckern gewährt wurde, die ihrer Arbeit während der Religionskriege nachgingen.«

Technisch implizierte die Druckerpresse Gutenbergs die Reproduktion von schriftlichen und graphischen Vorlagen. Gerade die Möglichkeit der Reproduktion von Bildern wird – auch von McLuhan – gerne unterschätzt. Sie ermöglichte die Illustration von Texten und veränderte damit das Vorstellungsvermögen. Auch die Tatsache, daß Texte nun vergleichsweise fehlerfrei und in großer Menge reproduziert werden können, hatte erhebliche Folgen. Es entsteht jener Raum des Diskurses, der als Intertextualität bezeichnet werden kann. Texte verschiedener Zeiten können verglichen werden; »verschiedene Fachtexte (kommen) miteinander in Berührung, Widersprüche akzentuieren sich und es wurde schwieriger, unterschiedliche Traditionen zu vereinbaren«.

Die neuen Bedingungen und ihre Auswirkungen illustriert Eisenstein an drei Kulturphänomenen der frühen Moderne. Sie macht zugleich klar, daß sie dabei durchaus auch auf fachwissenschaftliche Debatten zielt. Sowohl auf die Renaissance und auf die Reformation, als auch auf die kopernikanische Wende wirft sie einen medientheoretisch inspirierten Blick, der

durchaus beanspruchen kann, das ein oder andere Dunkel aufzuhellen. Die Wiederbelebung der Klassik wäre ohne Druckerpresse nicht zu *der* Renaissance geworden, wie wir sie heute kennen. Wiederbelebungen klassischer Texte hat es im Mittelalter mehrere gegeben; erst das Eintreten einer solchen Kulturbewegung in die Gutenberg-Galaxis verwandelte sie von einem vorübergehenden Phänomen in die »immerwährende Renaissance«. Ohne die Möglichkeit, die Bibel in Landessprachen zu übersetzen und in großen Auflagen Laien zugänglich zu machen, wäre auch die Reformation nicht möglich gewesen. Und auch die heimliche Metaphysik in der Rede über jenes »neue Klima wissenschaftlichen Denkens«, das im Zusammenhang mit den Umwälzungen in Astronomie und Naturforschung gerne zur Sprache kommt, wird relativiert, wenn man die Auswirkungen der Druckerpresse genauer analysiert. Allein, daß zeitaufwendiges (und verfälschendes) Kopieren alter Texte und Tafeln von Hand entfällt, setzt bereits eine ganz neue Ökonomie der Wissenschaft: Erstmals stehen mehrere Weltbilder zur Auswahl.

Gleichwohl, meint die Autorin, solle man sich hüten, die Komplexität der Auswirkungen des neuen Mediums zu unterschlagen. Daß die Gutenberg-Galaxis eine abstrakte, lineare Kultur und einen ebensolchen Menschen hervorgebracht habe, diese Folgerung McLuhans findet sie doch zu reduktiv. Die Auswirkungen des neuen Mediums sind vielmehr in vielem paradox, widersprüchlich, ja sogar gegenläufig.

Im Ganzen ist dieses Buch zum Buch nicht nur ein Gewinn für Medientheoretiker. Zu bedauern ist, daß es erst jetzt erscheint. Diese Verspätung ist vermutlich auch der Grund für die gelegentliche Redundanz und auch dafür, daß sich Eisensteins methodologische Selbstpositionierung manchmal etwas wie Schattenboxen ausnimmt. Von Jacob Burekhardt ist viel die Rede, von Michel Foucault und dessen Analyse der Renaissance dagegen gar nicht, obwohl doch gerade das Verhältnis von Medientheorie und Diskursanalyse nicht spannungsfrei ist. Bedauerlich auch, daß Autorin, Herausgeber und Verlag auf Zitaternachweise gänzlich verzichtet haben. Manchmal würde man doch gerne wissen, wer die Worte zwischen den Anführungszeichen wo und wann gesagt hat. Dieses Manko wird auch durch ein kommentiertes Literaturverzeichnis nicht wett gemacht.

Elisabeth L. Eisenstein: Die Druckerpresse. Kulturrevolutionen im frühen modernen Europa, herausgegeben von Hans Ulrich Reck, Springer-Verlag, Wien/New York 1997, 270 Seiten, DM 57,-

MICHAEL KÖHLER

Neue Bücher

Arbeit am Automythos

Es zählt zu den unausrottbaren Legenden des Dritten Reiches, daß die »Straßen des Führers«, wie die Autobahnen propagandistisch verklärend genannt wurden, im Dienste dreier großer Ziele standen. Erstens der Arbeitsbeschaffung für breite Bevölkerungsmassen. Zweitens der verkehrs- und militärtechnischen Kriegsvorbereitung. Und drittens, daß es sich dabei um eine ausschließlich nationalsozialistische Idee zur Breitenmotorisierung gehandelt habe. Hinzu kam das ästhetische Ideal, daß die Autobahn die Landschaft schöner mache, als sie zuvor gewesen sei. All diesen mythischen Überhöhungen tritt das Autorenteam Erhard Schütz und Eckhard Gruber in einem außerordentlich gelungenen Buch entgegen.

Planungen für Nur-Autostraßen gab es schon lange vor Adolf Hitlers Machtantritt am 30. Januar 1933. Etwa 1921 in Berlin die Versuchsstrecke »Avus« oder die außerordentlich wichtige HAFRABA, ein 1926 gegründeter Verein zur Vorbereitung der Autostraße Hamburg, Frankfurt, Basel, die am 23. Mai 1933 in die Gesellschaft zur Vorbereitung der Reichsautobahnen zwangsverwandelt worden war. Erst danach war der Weg für die im August '33 gegründete Gesellschaft Reichsautobahn frei, und der Mythos von den Straßen des Führers, die er sich in der Landsberger Haft ausgedacht habe, konnte wirkungsmächtig entfaltet werden.

1938 gab es reichsweit 1,2 Mio. PKW und 1,6 Mio. Krafträder. Verglichen mit den USA machte das gerade mal ein Sechstel des dortigen Bestandes aus. Kriegs- und militärstrategisch bot die Autobahn gegenüber der energie- und materialsparenden Reichsbahn keine Vorteile. So ist der »Mythos Reichsautobahn« eher das Ergebnis einer Faszinationsgeschichte aus Erwartungen, Inszenierungen, dem Wunsch nach einer verbindenden Volksgemeinschaft und ein Lehrstück in Propaganda.

Beides, Fakten und Fiktionen liefert und erklärt das Buch auf den ersten hundert Seiten vorzüglich. Allein die Metaphorik, die schlagwortartige Bildlichkeit von den »Lebensadern der Nation«, zeigt, daß es um mehr geht, als um Verkehrswege. Es ging neben den vorgeschobenen militärisch-strategischen den allgemeinen verkehrs- und kulturellen Erschließungsgründen um die Erneuerung nationaler Größe.



Hitler beim Baubeginn der Reichsautobahn Frankfurt – Darmstadt – Mannheim.

Foto: AKG

Dazu wurde ein vegetatives Wortfeld herangezogen: Aus Betonpisten wurden »Lebensadern«. Die »Straßen des Führers« sollten ein Gewebe, Gesamtnetz, einen nationalen Text ergeben. Aus der Jugend- und Wandervogelbewegung waren autobahnbegeisterte Landschaftsbeobachter hervorgegangen. Am 19. Mai 1935 wird die 22 Kilometer lange Verbindung Frankfurt-Darmstadt als erste Autobahnstrecke des Dritten Reichs dem Verkehr übergeben. Fast 100.000 Menschen sollen bei der Eröffnungsfahrt Hitlers den Fahrbahnsaum eskortiert haben. Die Menschenbahn erst belebt die Autobahn, die Zaungäste bilden eine Menschenmauer. Die Wirklichkeit der Baukolonnen sah anders aus. In einem Schreiben der Deutschen Arbeitsfront (DAF) von Oktober 1935 heißt es:

»Besonders schlimm, man kann beinahe sagen katastrophal, sieht die Lage bei einzelnen Bauabschnitten der R.A.B. aus. So meldet uns der Gau Württemberg-Hohenzollern, daß Baustellen vorhanden sind, die 70 Kilometer vom Wohnort der Arbeiter entfernt liegen. Da eine örtlich Unterbringung nicht möglich ist, müssen die dort beschäftigten Männer täglich mit Kraftwagen hin und zurück gebracht werden. Diese An- und Abfahrt bringt es mit sich,

daß die Männer täglich 16 Stunden und mehr von zu Haus fort sind. ... Es ist daher kein Wunder, wenn die Leute die Arbeit an der Autobahn zum Teil als Zwangsarbeit bezeichnen.«

»Wege ins Reich«

Bevor Straßenbauminister Fritz Todt am 3. Dezember 1941 die Beendigung der Arbeiten an der Reichsautobahn verfügte, waren enorme propagandistische Anstrengungen unternommen worden. Umfangreiche Berichterstattung, Filme, Fotowettbewerbe und symbolische Spatenstiche machten aus dem Autobahnbau eine herkulische Großtat. Ein großer Wert des Buches von Schütz und Gruber besteht darin, die Fotos dazu zu liefern und großformatig wiederzugeben. Sie vermitteln gelungen einen Eindruck von der Begeisterung für eine Baustelle und ein technisches Idyll zugleich.

Die morphologisierende, ja erotisierende Rede von der Bahn, die den »Weg ins Reich« freigibt, hat nichts mit dem Geschwindigkeitsrausch italienischer Futuristen gemein. Es ist ein Stück pervertierter deutscher Romantik. Die Reichsautobahn war kein systematisches

Kernstück wirtschaftlicher Modernisierung und auch nicht nur eine »schwingende Bahn«, die zwischen Mensch und Motor, Natur und Nockenwelle vermittelt. Sie entstand aus: »technischer und biologischer Notwendigkeit. Adern vergleichbar, durch die Lebenssäfte strömen« lassen sie das Volk »körperlich eins werden«.

Am 29. Mai 1937 wird dann von der DAF, die Gesellschaft zur Vorbereitung des Volkswagens gegründet. Ihr Führer Robert Ley nennt das Werk ein »Olympia der Arbeit«. Auch wenn Mitte der Dreißiger Jahre nur ein Prozent der deutschen Bevölkerung motorisiert war, so knüpfen alle Bevölkerungsschichten und alle politischen Lager Aufstiegs Wünsche, Naturschwärmerei und Hoffnungen auf ein grenzenlos fließendes Leben an die Autobahnen.

Dem Buch gelingt es, alle diese Facetten in einem handwerklich sehr ansprechenden Band zu transportieren. Was aber bleibt, ist der unabgetragene Kern jedes echten Mythos. Die Reichsautobahn ist ein solcher. Ein Mythos von der erdgebundenen Selbst- und Fremd-Fort-Bewegung. Die Reichsautobahn verschränkte Mythos und Technik gleichermaßen. Die Unterwelt des Mythos ist technischer Natur und umgekehrt. Der Arbeiterdichter Heinrich Lersch schreibt 1940: »Ich bin nicht mehr Wanderer. Ich bin jetzt ein Teil des Wagens, inniger eingehüllt, als mich die tragende Welle des Wassers bergen könnte.«

Das Buch wollte eigentlich die Legende, Wirklichkeit und Vision der Reichsautobahn beschreiben, hat aber ohne zumutungsreichen theoretischen Aufwand das Funktionieren eines Mythos beschrieben.

In dem großen Buch von Hans Mommsen geht es nicht nur um die Zwangsarbeiter bei Volkswagen, sondern insbesondere auch um die technische und logistische Vorgeschichte eines Automobilwerks, um Rüstungspolitik, um moderne Fertigungsmethoden, um das Projekt einer Massen- und Volksmobilisierung, die Konkurrenz zwischen diversen nationalsozialistischen Ministerien, um Unternehmens- und Technikgeschichte und eben auch um Einwerbung von Fremdarbeitern, Zwangsarbeit und Lagerbedingungen. Insofern müßte der Titel eigentlich ein wenig anders lauten. Vielleicht so: *Das Volkswagenwerk im Dritten Reich. Technik, Rüstung und Zwangsarbeit*. Denn diese Bereiche sind allein schon vom Umfang her im Buch gleichberechtigt anzuse-

hen und gewichtet. Zum Abschluß einer Pressekonferenz in Bonn ließ Hans Mommsen nicht unerwähnt, daß er das Buch auch als einen Versuch sehen möchte, »ein gewisses Maß der national zu tragenden Schuld in dieser Hinsicht durch möglichst objektive Darstellung abzutragen, wenn auch nicht aufzuheben«. Dies ist ihm ganz ohne Abstriche glanzvoll gelungen.

1937 ist das Volkswagenwerk aus der *Gesellschaft zur Vorbereitung des deutschen Volkswagens mbH* hervorgegangen und verdankt seine Gründung der Idee Ferdinand Porsches, ein preiswertes Massenautomobil herzustellen. Diese Idee wurde von Hitler begeistert aufgenommen, der dann der Deutschen Arbeitsfront (DAF) den Auftrag für den Bau eines Volkswagens und einer eigenen Montagefabrik gab. Die Stadt Wolfsburg ist entstanden aus der Zusammenfassung mehrerer Gemeinden und hieß bis 1938 »Stadt des KdF-Wagens«. In den Kriegsjahren herrschte dann die Rüstungsproduktion im Volkswagenwerk vor und Arbeitskräfte, Zwangsarbeiter, Kriegsgefangene und KZ-Häftlinge wurden eingesetzt.

Dies ist seit über zehn Jahren, seit den Arbeiten von Klaus Jörg Siegfried über *Rüstungsproduktion und Zwangsarbeit im Volkswagenwerk 1939 bis 1945* bekannt. Und seit 1994 steht es auch im Brockhaus. Dem Buch des Bochumer Zeithistorikers Hans Mommsen, in das noch einmal neun Jahre Arbeit eingegangen sind, gelingt es, die drei großen Komplexe, und zwar die Konstruktion und den Bau des Volkswagens durch Ferdinand Porsche, die Errichtung eines Werks durch die deutsche Arbeitsfront und die Umwidmung der noch im Rohbau befindlichen Werksanlagen in einen Rüstungsbetrieb darzustellen. Sehr schnell merkt man, daß aus der anfänglichen Idee einer gesellschaftlichen Modernisierung, aus der zivilen Wohlstandsvision ein Instrument der totalen Kriegswirtschaft geworden ist. Erfolgreich arbeitet das Buch aber auch am Legendenabbau. Das Nachkriegs-Prestigeunternehmen ist nicht allein durch die modernisierenden Wirkungen des Nationalsozialismus entstanden, auch wenn weite Teile der Automatisierung, der Lacktauchverfahren und der Fließbandarbeit dort schon vorhanden waren. Zweifelsohne war die Fabrik 1938 die modernste in Europa. Grundidee für die Errichtung eines Volkswagenwerks war in den späten Dreißiger Jahren, ein Fahrzeug für breite Bevölkerungsschichten zu bauen. Erst seit dem Sommer 1941 beschränkt das Volkswagenwerk den Weg zum Rüstungsunternehmen.

Das besondere an diesem Buch im Vergleich zu anderen Unternehmensgeschichten, auch über Zwangsarbeit, ist nun, daß die Studie nie aus dem Zusammenhang und dem Wechselverhältnis mit der jeweiligen Produktion herausgelöst wird. Mit anderen Worten, immer dann, wenn rüstungspolitische Entscheidungen fielen und verfügbare Kräfte aus den eigenen Reihen zum Fronteinsatz bereits abgezogen worden waren, mußten Fremdarbeiter bzw. Zwangsarbeiter oder KZ-Häftlinge herangezogen werden.

Es wurden Kriegsgefangene, italienische Militärinternierte, KZ-Häftlinge in unterschiedlichen Lagern untergebracht. Sie wurden in verschiedenen Kantinen versorgt und ihnen wurden unterschiedliche Kaloriensätze zugestanden. Mangelnde medizinische Versorgung, Überbelegung der Baracken und Betriebsunfälle gehörten zum Alltag. Bei aller Größe des Unternehmens muß man sich allerdings vor Augen führen, daß die Idee einer Volksmotorisierung als neuer sozialer Errungenschaft und Breitenmotorisierung keineswegs von langer Hand finanziell oder organisatorisch geplant war. Und insofern auch kein Musterfall nationalsozialistischer Industrie- oder Rüstungspolitik gewesen ist. Aufgrund von Arbeitskraftmangel wurden im April 1938 Baracken für Gemeinschaftslager gebaut, und im August kamen die ersten 1.500 Bauarbeiter aus Italien nach Niedersachsen. Sie wurden als Vorkämpfer der eben bekräftigten deutsch-italienischen Achsenpartnerschaft begrüßt. Mit dreieinhalbtausend Bewohnern war das Lager bereits im Herbst '38 überbelegt. Was mit der Anwerbung italienischer Bauarbeiter im Spätsommer '38 begonnen hatte, war der Anfang einer kontinuierlichen Beschäftigung von Ausländern. Sie führte dazu, daß schon 1942 deutsche Arbeitskräfte den kleinsten Teil der Belegschaft stellten. Dazu zählte auch, daß der Anteil der Frauen in der Arbeiterschaft stark anstieg. Diskriminierungen polnischer Arbeiterinnen waren die Regel. Sie mußten ein Polenabzeichen tragen. Die polnischen Arbeitskräfte waren auch die erste Gruppe, die vollkommen unter Ausnahmerecht gestellt wurde. Mit dem Einstieg aber in das sogenannte Göringprogramm und der Übernahme von Panzermotorenbau im Juli und August 1941 veränderte sich die Unternehmensstrategie.

Auch von der Firma Junkers kamen Panzer- und Flugzeugmotorenaufträge. Bis zum Jahresende wollte der Werkschef Piëch die Belegschaft um 4.000 und später noch einmal um 10.000 Arbeitskräfte erhöhen. Ohne

den Einsatz von Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern war dies freilich nicht möglich. Der Belegschaftsausbau vom Winter 41/42 war nur durch die massenhafte Beschäftigung von Zwangsarbeitern zu bewerkstelligen. Und zwar durch den Einsatz sowjetischer Kriegsgefangener seit Oktober '41 und die Beschäftigung von Zwangsarbeitern seit dem Frühjahr 1942. War bis 1940 die Ausländerbeschäftigung noch nachrangig, so betrug sie 1944 bereits über 60% der gesamten Belegschaft. Ostarbeiter und sowjetische Kriegsgefangene wurden dabei am schlechtesten behandelt.

Das Rüstungskommando Braunschweig stellte im Mai '42 fest, daß die vom Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft zugelassenen Ernährungswerte so niedrig lägen, daß der Ernährungszustand erschreckend sei und die Leistung deutlich nachlasse. Flecktyphusepidemien und Zusammenbrüche waren die Folge. Die sowjetischen Kriegsgefangenen und die jüdischen KZ-Häftlinge, im Unterschied zu anderen Beschäftigungsgruppen, wurden von jeder Berührung mit der übrigen Belegschaft und der Bevölkerung strikt ferngehalten. Die ohnehin zu geringe mittägliche Verpflegung mußten sie in den Kellern unter den Werkshallen einnehmen.

Aus der geplanten sozialpolitischen Utopie einer Stadt des KdF-Wagens war am Ende nur eine Ansammlung von Baracken geworden. Mit starken Schwankungen lebten in der Barackenstadt zwischen acht- und neuntausend Menschen.

Das Buch leistet also insgesamt einen wesentlichen Abbau an der Legende vom Betriebsführer Ferdinand Porsche und der vorbildlichen Entwicklung eines Volkswagens. Das Buch ist eine bemerkenswerte Forschungsarbeit zur Vorgeschichte eines Automobilkonzerns, der später wie kein anderes Unternehmen in die Rüstungs- und Zwangsarbeiterpolitik des Dritten Reiches verwickelt war. Was das Mommsenteam bei der Schilderung der Lager-, Wohn- und Lebensbedingungen zutage gefördert hat, ist erschreckend.

Erhard Schütz/Eckhard Gruber: Mythos Reichsautobahn. Bau und Inszenierung der „Straßen des Führers“ 1933-1941. Christoph Links Verlag, Berlin 1997. 179 Seiten, ca. 115 s/w Abb., gebunden DM 68,-

Hans Mommsen mit Manfred Grieger: Das Volkswagenwerk und seine Arbeiter im Dritten Reich. Econ Verlag, Düsseldorf 1996. 1055 S., über 300 Abb. DM 78,-

Zu den Autorinnen und Autoren

HEINZ LUDWIG ARNOLD, geb. 1940, Herausgeber der Literaturzeitschrift TEXT & KRITIK.

FRANZISKA AUGSTEIN, geb. 1964, Sachbuchredakteurin bei der FRANKFURTER ALLGEMEINEN ZEITUNG.

ULRICH BARON, geb. 1959, ist Redakteur für Literatur und Sachbuch beim RHEINISCHEN MERKUR.

ANNETTE BAUMGARTL, geb. 1966, Germanistin und Politikwissenschaftlerin, betreut die Stiftungsgastdozentur Poetik an der Universität Frankfurt/M.

ROBIN BLACKBURN, Herausgeber der NEW LEFT REVIEW, lebt in London.

HELMUT BÖTTIGER, geb. 1956, Redakteur der FRANKFURTER RUNDSCHAU in Berlin.

FRIEDHELM BOYKEN, geb. 1965, Politikwissenschaftler, Kommunalpolitiker in Ammerland/Niedersachsen.

JÜRGEN BUSCHE, geb. 1944, bis 1996 Chefredakteur der WOCHENPOST, lebt als freier Publizist in Berlin.

MARKUS BUSSMANN, geb. 1969, Promovent der Soziologie, Neueren Geschichte und Politikwissenschaft an der Universität Münster.

JOSEF-THOMAS GÖLLER, geb. 1958, Amerikanist und Politikwissenschaftler, lebt als freier Journalist in Bonn.

FRITZ GÖTTLER, geb. 1954, Sachbuchredakteur bei der SÜDDEUTSCHEN ZEITUNG.

MICHAEL KÖHLER, geb. 1961, freier Publizist, lebt in Bonn.

LUTZ MEYER, geb. 1968, FES-Stipendiat, promoviert an der Universität Kiel, Veröffentlichung: *John Rawls und die Kommunitaristen*, Würzburg 1996.

ROBERT MISIK, geb. 1966, ist Deutschlandkorrespondent des österreichischen Wochenmagazins PROFIL in Berlin.

WOLF SCHELLER, geb. 1944, Redakteur beim wdr/Hörfunk in Köln.

HORST SEFERENS, geb. 1965, Publizist in Berlin, 1997 Promotion mit einer Arbeit über *Ernst Jünger und die Rechte in Deutschland nach 1945*.

NIKOLAUS SIMON, geb. 1950, Leiter des Grundsatzreferats beim ÖTV-Hauptvorstand in Stuttgart.

DIERK SPREEN, geb. 1965, promoviert in Soziologie an der Universität Freiburg über Medientheorie, lebt in Berlin.

WILHELM VON STERNBURG, geb. 1939, früherer Chefredakteur des HESSISCHEN RUNDFUNKS, lebt in Wiesbaden und Irland; im Herbst erscheint von ihm beim Aufbau Verlag eine Arnold-Zweig-Biographie.

VOLKER STREBEL, geb. 1962, Germanist und Slawist, promoviert an der Universität München.

PETER VOGT, geb. 1970, Politikwissenschaftler, lebt in Berlin und Unterhaching.

KLAUS ZWICKEL, geb. 1939, ist seit 1993 Vorsitzender der IG METALL in Frankfurt a. M.

IMPRESSUM

Anschrift der Redaktion:

Godesberger Allee 139
53175 Bonn
Tel.: (0228) 883540-43
Telefax: (0228) 883539

Verlag und Anzeigenverwaltung:

Verlag J. H. W. Dietz Nachfolger GmbH
In der Raste 2
53129 Bonn
Tel.: (0228) 238083
Telefax: (0228) 234104
Anzeigenpreisliste Nr. 25 vom 1. 1. 1997
Anzeigenverwaltung: Margret Reichert

Gesamtherstellung:

satz+druck gmbh, Düsseldorf

Bezugsbedingungen:

DIE NEUE GESELLSCHAFT/FRANKFURTER HEFTE erscheint monatlich. Bezug durch den Buch- und Zeitschriftenhandel oder den Verlag. ISSN 0177-6738. Einzelheft DM 14,80,-/sFr 14,80/öS 108,00 frei Haus; Jahresabonnement DM 99,00/sFr 92,00/öS 723,00 frei Haus. Das Abonnement verlängert sich automatisch um ein Kalenderjahr, wenn die Kündigung nicht bis zum 31. Oktober erfolgt ist (Lieferende mit Heft 12). In den Bezugspreisen sind 7 % Mehrwertsteuer enthalten.